



Berlin, den 28. Mai 1904.

Lenbach.

Wenn Lenbach gewollt hätte, wäre er wie Velazquez begraben worden. Regierende Fürsten, der ganze Hofstaat, alle Ordensritter wären seiner Leiche gefolgt und an der Gruft hätte die hohe Geistlichkeit in Pompensymbolen gezeigt, daß der Römischen Kirche ein lieber Sohn gestorben sei. Er hat's nicht gewollt. Der Maurersproß aus Schrobenhausen war geadelt worden, hieß Professor und Ehrendoktor gar, hatte in seinem Haus oft Monarchen empfangen, aber er war kein korrekter Hofmann wie der steife altspanische Grande, dem der Stammbaum und der Rang des Hausmarschalls mehr galt als Malerruhm. Lenbach war, als er den zweiten Ehebund schloß, aus der Kirchengemeinschaft geschieden. Der Schritt war nicht nöthig; da die erste Frau Protestantin war, hätten Roms Priester den zweiten Bund gern gesegnet. Doch der Franzl mochte, trotzdem er sein Leben lang Oberbayer blieb, von Dogmen und Kirchenpflicht nichts mehr hören. Von Goethes Heidendeschlecht wollte er sein und Schande dänkte ihn, äußerer Geltung wegen dem Drang des starken Herzens zu wehren. Bis zum letzten Wank blieb er fest. An frommem Eifer, dem Sterbenden schnell noch den Weg in den Himmel zu sichern, hat's nichts geschelt. Der Prinz-Regent, der seines Bayernlands größten Maler zärtlich liebte, ließ den Propst mehr als einmal anpochen; sehr leise, sehr zart. Abgekehrt, mit geschrumpftem, von langer Qual siedhem Leib lag der Riese aus Schrobenhausen auf dem Marterbett, kaum mehr den Nächsten kenntlich; noch aber lebte der Wille. Rückkehr in den Schoß der Kirche? Die Hand winkte ab und

der Friedensbote kam nicht bis ans Leidenslager. Als der Pfarrer von Saint-Sulpice dem röchelnden Voltaire die Frage ins Ohr brüllte, ob er an die Gottheit Christi glaube, erhielt er, nach Condorcets Bericht, die Antwort: Au nom de Dieu, Monsieur, ne me parlez plus de cet homme-là et laissez-moi mourir en repos! So ungefähr, spöttisch und doch mit einem Rest von Frömmigkeit, hätte auch Lenbach geantwortet, der in dem Dichter der Pucelle den ganzen Menschen, nicht den wüthigen Kopf nur bewunderte. Unversöhnt, ungeweiht ging er ins dunkle Land. Kein Priester, kein Prinz durfte der Leiche folgen; und die Wittelsbacher wären doch, Mann vor Mann, aufrecht im Feiertag mitgeschritten. Der Stolz wollte sich, konnte nicht untreu werden. Am achten Maitag trugen sie ihn hinaus; am Sonntag Rogate. Durch das Spalier der Kunstschüler, deren Fackeln im Lenzwind flackerten. Als der Sarg sichtbar wurde, flammte und qualmte von großen Dreifüßen düstere Gluth auf. Keines Priesters summende Gesänge; ein Heidenbegräbniß. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Sonnenschein, blühender Lorber, dieses Fliedergebüsch und auf dem ländlichen Friedhof ein Gewimmel von hellen Frühjahrskleidern und bunten Schirmen: nach Trauer sah es nicht aus. Dem Franzl aber hätte es just so gefallen; auch wenn die Grabreden ihm dünner klangen, als er erwartet hatte. Was sind denn Reden? Selbst die besten verhallen; nur das Werk bleibt. Im Charakter des Deutschen, sagt Goethe, liegt, daß er über Allem schwer, daß über ihm Alles schwer wird. Vom Schlag dieser Deutschen war Franz Lenbach nicht. Er lebte freudig, schlürfte aus vollen Schalen und hatte gehofft, so alt zu werden wie sein geliebter Meister Tizian, der an der Schwelle des hundertsten Jahres starb. Doch hinsiechen, elend verkrüppeln, nicht mehr schaffen, rüstig gestalten? Nein. Lieber ins letzte Haus. Und zum Henker mit allem Trauerpomp! Der Franzl war ja tot, seit er nicht mehr von früh bis spät vor der Leinwand stehen konnte. In die Erde, auf den Holzstoß mit ihm, je früher, je besser! Vielleicht hätte er ein Feuergrab vorgezogen, am Staruberger See sich den Scheiterhaufen geschichtet. Aber es ging auch so. Nur keine Häufung von Trauerlivreen; die waren ihm eben so widrig wie seinem größten Freund. Nach Bismarcks Tod sagte er zu mir: „Ich habe aufgethmet; der Mann durfte nicht länger sterben.“ Er selbst ist länger gestorben. Wir dürfen hoffen, daß sein letzter Hauch ein Aufathmen war. Lenbach gelähmt, im Rollstuhl, mit schwerer Zunge und blidem Auge: wer ihn kannte, zitterte vor solcher Möglichkeit. Sie blieb ihm, blieb uns erspart. Und er hätte sich am Bestattungstage der Maienpracht, der lustigen Sonne, des bunten Gewimmels gefreut; hätte den Arm in die Hüfte gestemmt, den Kopf vorgereckt, schelmisch auf die Sonntagsgaudi herabgeblinzelt und, ohne Grauen, gelächert: So ist recht!

In Muthers „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert“ ist zu lesen, Lenbach sei „ebenso unterwürfig wie stolz“ gewesen. Wirklich? Wem unterwarf er sich denn? Nicht einmal seinem Fürsten. „Wenn ich eine Weile nicht in Friedrichsruh war“, pflegte er zu sagen, „zog's mich furchtbar hin; war ich aber drei Tage dort, dann hielt ich's nicht mehr aus. Bismarck war zu groß; er drückte mich“. Der ganze Lenbach. Der hätte sich unterworfen? Sein schönster Tag war, als er in seinem Hause den Fürsten herbergen konnte. Da hatte er ihn ganz für sich, war Wirth und durfte den Helden ehren, wie es ihm des Helden würdig schien. Nicht der Klerlei, die ihm entgegenkam, nicht dem Kaiser, dem er zur Veröhnung nur die Hand hinzustrecken brauchte, unterwarf er sich. Auch nicht der Mode. Er konnte, ohne an seinem Glauben zu sündigen, in den Sälen der Sezessionisten ausstellen; so gut wie Böcklin, mit besserem Recht als Thoma. Dann wäre er als Malerkönig gefeiert worden. Alle Trostnechte, alle Marodeure der „neuen Richtung“ hätten ihm gehuldigt. Mancher Alte hats so gemacht, Freytag und Oberländer, Spielhagen und Hildebrand, und den Ruhm rasch gemehrt. Lenbach thats nicht. Auf diesen Blättern hat er vor elf Jahren gesagt: „Ein junges Geschlecht ist herangewachsen, das in pietätlosem Dünkel den großen Vorfahren nichts verdanken, aller Tradition den Rücken kehren, die Kunst von vorn anfangen will. Wer in der Wissenschaft oder im Handwerk die Erfahrungen und Erfindungen der Jahrtausende ignoriren wollte, würde nicht nur ausgelacht und für einen Narren erklärt, sondern müßte bei seinem thörichten Eigensinn auch verhungern. In der Kunst aber soll's jetzt anders sein. Was unsere Alten geleistet haben, heißt es, war für ihre Zeit wohl recht löblich; wir aber sind Kinder einer anderen Zeit und dürfen nicht rückwärts schauen, dürfen nicht einmal die Mittel annehmen, die den Alten zu herrlicher Wirkung verholfen. Diese Neusten bilden sich ein, sie würden an der Hand der bewunderten Meister nicht den Weg zur Natur und zur Wahrheit finden, der nicht zu verfehlen sei, wenn man nur den Muth habe, mit Scheuklappen vor den Augen der eigenen werthen Nase nachzugehen. Alle treten mit dem Anspruch auf, fertige Meister zu sein, die sich nicht dreinreden noch nach überlebten Kunsttheorien meistern zu lassen brauchen.“ In diesem zuchtlosen Heerhaufen wollte er nicht fechten. Er war viel zu klug, viel zu sehr Künstler, um nicht zu fühlen, daß schon der junge Herr Liebermann auf ganz anderer Höhe stand als der reife Herr von Werner, und schätzte die akademische Kunstleistung recht gering. Verhaßt aber, in tiefer Seele ein Gräucl war ihm die Unbescheidenheit, die den Alten die Reverenz weigerte oder nur im Vorübergehen, mit ledem Achselzucken, erwies. Wie

Augenruher, wenn ein Tadelwörtchen seinen Heros Schiller antastete, so brauste Lenbach auf, wenn irgend ein Tartaglia sich vermaß, mit der Miene des weisen Richters über Velazquez und Rubens, Tizian und Murillo zu reden. Diese Großen waren ihm nicht Bonzen, sondern lebendige, ewige Götter; vor ihrem Werk wurde er fromm, schalt er Jeden, der nicht das Knie beugte, einen Barbaren. Solcher Gottesdienst war in den neunziger Jahren nicht beliebt. Was lag ihm daran? Er las, daß er ein überholter Mann, der Erzfeind moderner Entwicklung, im Grunde nur ein mittelmäßiger Kopist sei. Las, lachte oder schimpfte sich den Grimm von der Leber und arbeitete weiter. In München; fast immer in München und nie in Berlin. Das war wichtig. Die schlimmsten Dinge, unsere Ruhmeshallenmalerei, die letzten Leistungen des seligen Becker, den von Sankt Anton Werner in die Nationalgalerie gelieferten Alvensleben und ähnliches Kaliber, bekam er kaum zu Gesicht. Er hätte vor solchem Schauspiel sein böses Bänglein gewetzt. In München war der Heilige Berg der Sezessionisten von der Sonne beschienen. Prinz Luitpold, dessen achtzigjährigem Auge ein Piloth gewiß mehr behagt als einllhde, blieb in dem Kampf der Jungen gegen die Alten stets neutral; und mußte vor Jahren deshalb schon aus dem Munde des Hohenzollern hören: „Ich halte der Gesellschaft den Daumen aufs Auge.“ Wenn Lenbach in Berlin gelebt hätte, wäre er vielleicht mit der Jugend gegangen; eine Wegst: ckt wenigstens. München aber hatten die Rebellen erobert; hier herrschten sie, hatten, mehr noch als in der Heimath der Rosenberge und Pietsche, die Presse für sich: und Lenbach wurde das Haupt der Opposition. Er konnte nicht anders; mußte immer Opposition machen. Denn er war ein kritischer Kopf und sah, wenn nicht Liebe ihn blendete — was viel seltener, als man glaubte, geschah —, mit scharfem Blick schnell stets die Schwächen einer Person oder Sache. Die Lust, die Sucht, kann man sagen, zu kritisiren, war ungemein stark in ihm. Er wußte genau, wie ers anfangen müsse, um auch bei den Neusten in die Mode zu kommen — auf dem Altan vor seinem Haus hat er mir die dazu nöthige Strategie und den zu erwartenden Erfolg einmal mit der ganzen Pracht seines Wizes geschildert —, aber er wollte nicht. „Is mir zu sad“. Talent hatten die Leute ja, doch ihm nicht genug Geist. Was es denn tauge, immer wieder irgend ein Bauernmädel aus der ammergaufer Gegend zur Madonna herauszupugen und mit dem Licht zu fokettiren, das wir doch nicht in unseren Pinsel zwingen können. Warum der Dienstmann von der nächsten Ecke als Tod oder Teufel frisiert und das Publikum vor Leinwände geschleppt werde, auf denen mit leidlicher Kunst vielleicht ein Stümpfchen dummer Natur

nachgestümpert, des Geistes aber kein Hauch zu spüren sei. Das bligte und prasselte nur so; und das Ende immer: „Ich bin halt Boltairianer“. Manchmal wars wirklich, als hörte man Herrn Aronet über kleine Shakespeares reden. Zu wenig Geist, fand er, zu wenig Ehrfurcht vor seinen Meistern. Er wollte nicht. „Kunst ist, was die großen Künstler geschaffen haben“: mit dem Liebermann, der dieses Wort des Heiligen Augustinus nachsprach, hätte er sich leicht verständigigt. Da aber wars zu spät; der Franzl hatte schon den dicken Grenzstrich gezogen. Die Impressionisten blieben ihm bis zur letzten Stunde Bilderstürmer, Feinde der Kunstkultur, mit denen ein feiner Geist nichts zu thun haben mochte. Und schließlich hatte er sich in der Hitze so verrannt, von allen Lagern sich so weit entfernt, daß er für sein Haupt und für sein Leben fechten mußte.

Die Unterwürfigen sind, scheint mir, aus anderem Stoff. Die schielen nach Sonne und Wind, ducken sich, wenns regnet, unter ein schützendes Obdach, denken bei jedem Schritt, jedem Zufallswörtchen, obs auch ihrem Biographen einst in den Kram passen werde, und besinnen täglich die wirksamste Inszenierung ihres Ruhmes. Lenbach war ein Festregisseur, wie er in Deutschland selten gesehen ward; er wäre der Mann gewesen, einem Magnifico die Säle mit wunderbar und gemalter Schönheit zu schmücken. Das bunte Fest seines Lebens aber hat er nicht nach den Regeln kluger Regiekunst inszenirt; er hat sich immer und überall, weil er sich gehen ließ, Feindschaft gewekkt und meist, unter dem Zwang eines nie gezügelten Temperamentes, gethan, was ihm schaden, den Bereich seines Nimbus schmälern mußte. Auch der Freund, der ihn bewundern wollte, verstand ihn oft nicht. Keinem fremden Blick gönnte er die Schauer seiner Vision. Das Gefäß seines Wesens war mit Widersprüchen bis an den Rand vollgestopft. Aber es war eine Lust, ihn leben zu sehen.

Ich sehe ihn in seinem Atelier. Rechts vom Haus der schöne Brunnen, den er irgendwo entdeckt hatte, kleine Säulen, Alles so altmodisch wie möglich; man merkte: hier soll nichts an den Alttag, ans Zeitgemäße erinnern. Im ersten Raum Renaissance aller Sorten. Wie bei Watts. Alte Bilder (ein paar Meisterstücke darunter), alte Möbel, Gobelins, Brokate, himmlischer Trödel. Daneben die Werkstatt. Zunächst fällt die Menge der Bilder auf. Sechs, acht, vielleicht noch mehr auf Staffeleien; und auf der Diele, in jedem Winkel ganze Stöße gestapelt. Das scheint schon ungeheuer viel. Im Gespräch aber greift er unter die Peluchebank und holt noch ein Duzend bemalter Pappdeckel hervor, zieht ein zweites und drittes Duzend von einem Schrant herunter. Das ist noch nichts. Als ich ein paar Tage bei ihm wohnte, sah ich erst, was in den Gängen, auf Treppenabfäßen, in Bodenkammern lagert. Die Diebe und Fälscher, die

ihn bestehlen, hättens bei solcher Fülle leicht. Dieser Barbenu hatte den Fleiß des Genies von kräftigstem Wuchs. Er arbeitete eigentlich den ganzen Tag; es arbeitete in ihm. Wie viele Bilder, viele der feinsten Studienblätter sind ihm in Friedrichsruh entstanden, nach Tisch, während er seine bayerischen Epigramme unter die Gäste warf! Wer von ihm spricht, darf diesen Reichthum nicht vergessen. Der Mann brauchte nicht zu knausern, seine Kraft nicht ängstlich, wie den Nothpennig für karge Jahre, zusammenzuhalten. Ganz glücklich schien er nur, wenn er malen konnte. Und er konzentrirte sich selten sehr lange auf einen Gegenstand. Einmal, als ich ihm zusah, kam eine Dame, eine Fürstin; gar nicht hübsch, aber schrecklich modern und ein Bißchen beauté du diable. Er war gerade an einem Bismarck, einem seiner schönsten: dem im Freien sitzenden Bismarck mit dem Schlapphut und den überm Stod liegenden Händen; war recht con amore daran. Machte auch nicht viele Umstände; Jeder wußte ja, daß der Lenbach beim Plaudern malt, beim Malen plaudert. Also weiter gepinselt. Nach einer Weile immer ins Kämmerchen nebenan, um Farbe zu holen; denn er hatte stets nur ganz wenig auf der Palette. Nach und nach fängt das allerliebste zurechtgemachte Aeffchenköpfchen, das sein Wirken begafft, ihn zu interessiren an. Er hat die Durchlaucht oft gemalt, sucht sie aber jetzt wieder ab, als müsse er ganz Neues aus dem Chiffongesichtchen herausholen. Vornüber gebeugt, umkreist er die Beute; das Auge — ich glaube, daß er nur mit einem ganz richtig sah, diesen Defekt aber mit merkwürdiger Scheu verbarg — blickt unter der Brille vor, sucht, wägt, tastet, bohrt, die Hand streichelt die Rinne, die dicken Lippen öffnen ein Spältchen, als gäbe es hier besonders Gutes zu schmausen, man fühlt förmlich, wies unter der Stirnsträhne arbeitet, drängt, assoziiert, — und jetzt hat ers. Den Pinsel weg, dem Bismarck den Rücken gekehrt, Pappdeckel und Pastellstifte her: und in fünf- und zwanzig Minuten ist ein kleines Wunder fertig. Jeder Zug ist da, der Extrakt des Wesens, die ganze Willenssumme herausgeholt. Mit der Uhr in der Hand sagte ich zu ihm: „Wenn gar nicht mehr anders geht, fristet die Konzertmalerei noch ein leidliches Leben.“ Und er hatte fast ohne Pause geredet. Ähnliches konnte man oft erleben. Ich habe ihm nie gefessen, er ließ seinen Photographen nur ein paar Aufnahmen von mir machen und brachte mir dann eine im Detail zum Entzücken seine Skizze nach Berlin. „Nix“, meinte er; „in Friedrichsruh haben sie gar nicht erkannt. Wir müssen mal ein anständiges Bild machen, so was mit Egen und richtigem Del; aber wenn Sie behalten wollen . . .“ Manchmal unterbrach er die Arbeit; wenn er warm wurde und jede Hemmung der Denkkraft aufheben wollte. Dann setzte er sich zu dem

Gast auf das durch Stufen erhöhte Eckplätzchen und ließ seine Maleten steigen. Allzu lange dauerte es gewöhnlich nicht. Von oben her fing er sacht wieder zu äugen an, ging herunter und malte, kratzte, wischte an dem einen, dem andern Bild. Und seine Nebe war fast immer eben so gut wie seine Malerei.

Auch in der Allotria sehe ich ihn, unter den Künstlern. Während der Tarockpartie fallen nur Bröcklein von seiner Lippe; denn das Spiel ist eine verdammt heilige Sache. Inzwischen kann der Fremdling den Reiz der Ausstattung bewundern oder aus der Karikaturensammlung — vielleicht der reichsten, die je entstand — die stärkste Seite Kaulbachs und Stucks erkennen lernen. Erst wenn die Karten weggelegt sind, gehts los. Politik, Kunst, Lokales, Persönlichstes. Mit einer Rücksichtslosigkeit, vor der einem norddeutsch Gewöhnten der Athem stockt. Die „Viechkerle“, „Biddiane“, „Lausbuben“, „Verbrecher“ fliegen nur so in der Luft herum. Einerlei, wer daneben sitzt: ein bayerischer Prinz oder ein preussischer Oberpräsident. Lenbach hat ja fast Alle selbst eingeführt und ist h'ier Gottvater in seiner Schöpfung. Mäßigen möchte er sich? Das könnte gerade noch fehlen. „Sehts doch hin und zigt's mich an!“ Wer ihn schwichtigen will, reizt nur den Kampfshahn in ihm. Ganze Wolfenbrüche ergießen sich auf die Häupter der Sezession. Die sind nicht etwa fern, sondern blicken auf den selben Kneiptisch. Hoiheh, lachen mit, streiten, vertheidigen sich, klagen den Scheltredner schroff an, werden durch saunische Wendungen entwaffnet, — und bewundern, während der Wuthwallung, unter der Stachelpeitsche grausamsten Spottes, Alle doch im Grund ihres Künstlerherzens den Volterer, lieben die prachthvolle Persönlichkeit des gekrönten Tyrannen, der oft unbequem ist, für den Rang, die Geltung der Bildnerkunst aber allein mehr bedeutet als ein ganzer Schwarm betitelter Malbeamten.

Ob sie aufgeathmet haben, als der Tyrann endlich hinsank? Sicher nicht. Münchens Kunst hat ihren König verloren. Die Stadt, das ganze Bayernland ist verarmt. Wie Venedig nach Tizians Tod. Früh oder spät wird die ganze Gilde des Heiligen Lukas es fühlen. Jahrzehnte lang hat Lenbach wie ein König gelebt. Nicht wie einer von Geldes Gnaden; in seinem Hause gings, wenn nicht ein Fest war, einfach zu und nie hat ihn der kleine Ehrgeiz geistloser Emporkömmlinge gelockt, deren höchstes Ziel ist, mit ihrem Aufwande den Bankdirektoren nachzutrupfen. Wie ein Künstlerkönig. Wie Tizian. Der hatte in allem Aeußerlichen den größeren Stil, war lateranischer Graf und Ritter vom Goldenen Sporn, wohnte in einem Palaß, der Königen königliches Obdach gewähren konnte, und hätte den Fuß nie ins Gewähleines Lagerbierkellers gesetzt. Sechzehntes und neunzehntes Jahrhundert; Venedig

und München. Der Freund des Aretiners wurde als politische Großmacht von Päpsten und Kaisern umworben. Auch von Lenbach aber könnte ein neuer Vasari, wie vom Tiziano der alte, sagen: „Ihn besuchten alle vorragenden Menschen, die in die Stadt kamen, Fürsten und Gelehrte, und ehrten den Meister der Kunst, der in seinem Wesen ein Edelmann war.“ Auch Lenbach hat mit Bekrönten stets als mit Seinesgleichen verkehrt — wenn er sie nicht tief unter sich sah — und ihm hätte nicht die Wimper gezuckt, weil ein Kaiser, um ihm den entglittenen Pinsel aufzuheben, sich bückte. Warum denn? Versteht sich, wo Einer arbeitet, der Andere hungert, eigentlich doch von selbst; ist jedenfalls nicht langer Rede werth. „Danke, Majestät.“ Und weiter am Werk. Als er Bismark herbergte, ins Hofbräuhaus, in seine geliebte Alotria, in den Glaspalast vor seine Bilder führte, mag er mit noch persönlicherer Andacht als sonst des Malerfürsten von Venedig gedacht haben, dessen Wohngast Heinrich der Dritte war; mag gefühlt haben: Mir ward mehr Ehre, denn ich darf den Genius, nicht einen Dugendkönig, bewirthen. Mit einem Malerpatent, wie der friauler Alpensohn, wäre der schrobenhäuser Rebell nicht zu fördern gewesen. Der Starke, der als Maurerlehrling fünfzigtausend Meter barfuß durchlief, um sich ein Bischen Farbe zu holen, war als Künstler, als Bildenglied höllisch stolz. Wer was konnte, galt ihm unendlich höher als Einer, der in Purpurlissen gezeugt war oder einen Blinktitel erlisset hatte. Die Erniederung, jede winzige Devotion eines Künstlers empfand er als dem Stand angethane Schmach. Gegen einen seiner ältesten Freunde, der die Entwürfe dem Kaiser „zur Korrektur“ vorlegt, konnte er Stunden lang in Zorn und Hohn toben. „Geh ich mir von einem Dilettanten ins Handwerk dreinreden ließe, würde ich Parapluiemacher!“ Die Künstler sollten nie vergessen, nicht eine Minute, daß ihnen der erste Rang unter den Menschen gebühre. Ihrem Ansehen hat er das Künstlerhaus gebaut, den Brunkpalast, dessen Steine dem Wanderer zurufen, was die Bildnerkunst in München bedeutet. Auch der Geselligkeit sollten sie den Ton geben; drum spornte er die Phantasie und hieß die niemals Müde immer neue Festpläne ersinnen. Von der Künstlermystik aus Nehlenschlägers Zeit, der Künstlerromantik der dreißiger Jahre lebte Etwas in ihm, der sich so gern einen Voltairianer wählte, weil seinem Ohr der liebe Kirchengott nicht mehr sprach. Sagte ich nicht, daß seines Wesens Gefäß bis an den Rand mit Widersprüchen vollgestopft war? Ni dieu ni maitre, wenns in die Laune paßte; und kein Fäßerchen doch von einem Rationalisten oder gar Demokraten. Eine Welt ohne Kirchenpomp und Fürstengepräng wäre gerade ihm unerträglich grau, leer, langweilig gewesen;

trotzdem er weder Heiligenbilder noch Staatsaktionen gemalt hat. Und einen verdrehten Zwickel, in heißerer Stunde einen Barbiergefellen hätte er Jedem genannt, der ihm mit der blöden Behauptung gekommen wäre, ein Krupp könne sich auch nur neben einem Piloty sehen lassen. Seinem München gab die Kunstgenossenschaft wirklich den Ton und die Farbe. Alle empfindend; und wenn die Jugend den grimmen Zeus der Luifenstraße sah, seufzte sie: Nec tecum possum vivere nec sine te. Nicht mit ihm: das Amt des Führers hatte er, als es 1892 zur Sezession kam, rund abgelehnt; nicht ohne ihn: am herrlichsten Kumpf vermischt der Betrachter das Haupt mit dem leuchtenden Auge. Rein. Die Jugend hat gewiß nicht aufgeathmet, als der Tyrann endlich hinsank und der Thron frei ward. Von Uhde bis zu den Jüngsten kein Einziger. Keiner, der sich dem Stand zugehörig fühlt. Alle wußten: Wenns um die Kunst geht, ist der Franzl stets auf dem Posten. Was er für die Gilde that, werden selbst die Opfer seiner Spottsucht ihm niemals vergessen.

*

Des Malers Schicksal hat sich vor vierzig Jahren entschieden. Der einundzwanzigjährige Schüler Pilotys hatte in den Freistunden fleißig Wirthshausbilder, Marterln, Scheibenbilder, auch wohl den heiligen Herrn Joseph für eine Kirchenfahne gemalt und im oberbayerischen Heimatbezirk so das Stämmchen zusammengescharwerkelt, das ihm gestattete, den Lehrer ins Admerland zu begleiten. Da wirkte zunächst die heiße Fülle der Natur auf das Kind einer kälteren Zone. Herrgott: Der Himmel! Wer den so, sammt dem großen Gluthlicht, auf dieleinwand zwingen könnte! Franz Lenbach versuchs; verläßt sich dabei, wie Courbet, von dem er nichts weiß, wissen kann, nur auf seine gesunden Sinne und Kräfte, nicht auf Phantasietrug und akademische Muster: und es gelingt. Der „Hirtenknabe“, der in der Schack-Galerie hängt, gilt Alten und Jungen längst als ein Meisterwerk. Hochsommermittag. Man glaubt, unter einem Sonnengebröhn das Gras, die Blüten, den Landstraßensaub, Libellen und Schmetterlinge zittern zu sehen. Der junge Hirt liegt auf dem Rücken, die linke Hand überm Auge, und räfelt sich in sattem Wohlgefühl. Kein klassischer, kein romantischer Hirtenknabe; Preller, Leising, Schirmer hätten ihn so nicht gemalt. Ein Bengel aus Fleisch und Blut, der in der nächsten Minute aufstehen, dem Hund pfeifen, auf der schmutzigen Hornhaut der Füße davonlaufen könnte; denn dieser Hätzunge Lenbachs hat wirklich eine Schmutzkruste an den Sohlen. Etelhaft nannte mans und schalt die Ausschweifung eines Realismus, der so rüde Trivialität nicht meide. Lang ist's her. Doch muß heute nicht Jeder merken, daß der Jüngling, der mit solcher Wucht die

Tage zu regen, ohne Vorbild so das prallste Licht zu fangen und solchen Körper zu modelliren vermochte, auch als Naturalist, Impressionist recht Ansehnliches erreichen konnte? Wenn er nur wollte. Am Können fehlte es wahrlich nicht. Gustave Courbet, der robuste Bauernsimson aus Ornans, hätte, als er 1869 nach München kam, in dem Oberbairern vielleicht einen Bruder gefunden, wenn Adolf Friedrich von Schack nicht gewesen wäre. Am Neujahrstag 1864 schrieb Anselm Feuerbach aus Rom an seine Mutter: „Herr von Schack hat mir Herrn Lenbach, der so weit ein bescheidener Mann und ein intimer Freund Böcklins ist und bei Schack Alles gilt, quasi zur Beaufsichtigung geschickt.“ (Die Intimität mit Böcklin endete allzu früh; und der bittere Anselm fand bald „zu viel Absicht“ in Lenbachs Bildern, die ihn an „verputzte alte Gemälde“ erinnerten.) In dem selben Neujahrbrief aber stehen die Sätze, die den Gönner hart anklagen: „Ich habe die Festtage allein und ohne Geld zugebracht. Den Künstler viel zu geringem Preis arbeiten zu lassen, ist keine Hilfe und bleibt eine Abhegerei. Ich bitte, man möge mich als Mann und Künstler behandeln. Man muß mit mir im Geldpunkt nobel sein und ich leiste das Doppelte. Wenn ich meine Bilder zu dem doppelten Preis, wie es vor Gott Recht wäre, verkauft hätte, so wäre Dir und mir geholfen und all diese Schreibungerei und Bettelei wäre unnöthig; es ist Schicksal, aber deshalb brauchen wir nicht das Maul zu halten.“ Außer Feuerbach hatten schon Genelli, Schwind, Böcklin für den mecklenburgischen Juristen, Dichter, Diplomaten, Literarhistoriker und Höfiling gefrohnt. Jetzt witterte der knausernde Mäcen eine neue Möglichkeit; er schickte Lenbach, dem die weimarer Kunstprofessur nicht behagt hatte, 1863 nach Italien, 1867 nach Spanien und ließ ihn Giorgione und Tizian, Rubens und Velazquez kopiren. Meisterlicher hat Keiner je Meister kopirt. Wer bei Schack die Venus, den Philipp sieht, mag glauben, hier sei Einer, ehe er den ersten Pinselstrich wagte, ins innerste Seelengehäus der Alten gekrochen, in ihrem Sensorium heimisch geworden. Wie ein Wunder wirkt's; das Wunder einer Auferstehung. Als hätte Lenbach von Velazquez und Tizian, von Rubens und Rembrandt, von wem er just wollte, den Schwercv entlehnt. Kein Rest persönlicher Sehgewöhnung. Nie gab so völlig sich ein Mädchen dem Mann; solches Wunder empfängt nur der Schoß, der in dem Zeuger den Gott verehrt, in brünstigem und religiösem Weben sich der Befruchtung öffnet. Und wer sich so hingab, Jahre lang, behält, bis die Pulse stocken, einen fremden Tropfen im Blut. Lenbach hats erfahren. Seit der Kopistenzeit in Florenz und Madrid hat ihn weder Gebirg noch Wald, nicht Himmel und Meer, Landschaft und Architektur

wieder gelockt. Mit mildem Lächeln sprach er vom „Sonnenfanatismus“ seiner Jugend. Nur Menschen hat er seitdem gemalt; im Altmeisterstil. Menschenbilder für reiche Wohnräume und kunstvoll belichtete Galerien.

Meister, hat ein Franzose gesagt, darf sich nur nennen, wer Keinem ähnelt. Dann stünde es schlimm um die Alten. Kehnt Velazquez, der Einsamste, nicht dem Landsmann Zurbaran? Correggio kam von Mantegna und Leonardo. Van Dyck begann als Rubenskopist. Selbst in Tizians Werk sieht das Auge des Kenners die Spur, die Leonardo, Giorgione, Bellini sogar im Hirn dieses Mächtigen ließ. Nach und nach erst erwuchsen sie zur Selbständigkeit, fanden ihre besondere Art der Synthese; Ähnlichkeit aber, Verwandtschaft blieb dem scharfen Blick fast immer sichtbar. Lenbachs Entwicklung scheint anders. Ist in dem Hirten, dem Titusbogen nicht mehr Persönlichkeit als in den später bewunderten Portraits? Mehr vom „Geist der Zeit“ vielleicht; nicht mehr von Lenbach. Der war nicht Erfinder noch Naturforscher; seine Phantasie gebar nicht Gestalten, sein nervus opticus reagierte nicht stark auf die Lichtwirkung der Atmosphäre. Der kam aus dem Märchen Ludwigs des Ersten, dem München Schwanthalers, der Propyläen, des nachgefallten Athenertumes; und aus der Pilotischule. Kam nach Florenz, Rom, Madrid und fragte sich, als ein bescheidener Jüngling vom Lande, in staunender Andacht, wo das große Geheimniß solcher Kunst denn vergraben sei. Jeder muß so fragen, der nicht den Stein der Weisen oder die Kappe des Modenarren im Handkoffer mitbringt. Saal an Saal, kein leeres Fleckchen; und Alles mindestens als Handleistung würdig der Meisterehre. Hängt die längst Verschollenen nur zwischen moderne Bilder und prüft redlich den Unterschied! Und da draußen wollten sie von vorn anfangen, geistlose Natur nachspüren und hieltens für eine Errungenschaft, wenn ihnen zu zeigen gelang, wie die Atmosphäre auf den eigenen Lichtton der Gegenstände wirkt? Albernes Gedünkel. Wollen froh sein, wenn wir je wieder dahin kommen, wie die Alten zu malen. Courbets Einfluß begann. Was schon dran lag, Steinklopfer richtig zu malen, ein Bauernbegräbniß, einen Weiher, Marktvieh, häßliche Frauenzimmer! Malt Menschen — Lenbachs Weltempfinden war immer anthropocentrisch —, Menschen, die der Mühe werth sind; geistvolle Männer und schöne Weiber. Doch man verkriecht sich nicht ungestraft in ferne Jahrhunderte. Dem Dreißiger, der aus dem Prado, den Uffizien, dem Pittipalast heimkehrte, gefiel sein Deutschland, das ganze Europa nicht mehr. Schilote, Lipphalt, Fracks, Hofenuniform, Plättfragen und ausrasirte Bärte. Mit den Frauen gings noch; der farblose, formlose Sackpaletotmann war ihm

ein Gräuel. Am Liebsten hing er ihm irgendwas Altmodisches um; wenigstens einen Pelz. Einen sah er als Cardinal, den Anderen als halslosen Judenheiland auf dem Tuch der Veronika. Auch die Häuser, Stuben, Möbel ärgerten sein Auge. Zwischen Marmor und dunklem Gold wollte er wohnen, über Mosaihboden schreiten, seinen Rock in einen geschnitzten Florentinerschrank hängen; einen in München anno 1880 oder 90 gemachten Gehrock. Da klappte ihm kein Spalt. Renaissancebauten! Wenn auch kein Renaissance-mensch drin lebt. Der Kluge schien nie zu begreifen, daß der Weisensinhalt die Form schafft, der Geist sich den Körper baut. Er hätte den Münchenern gemiß gern eine Bauordnung und ein Kleiderreglement aufgezwungen. Das war die gefährlichste Frucht, die er vom Arno und Manzanares heimbrachte. Er haßte das Gewand seiner Zeit, wollte sie ins Fremde ver mummen; und hat nie auch nur versucht, im Kleid modernen Lebens Schönheit zu finden.

Und fand sie doch auf den ersten Blick in den Köpfen moderner Menschen. Wie dumm ist's, ihn Kopisten zu schelten! Technik hat er nachgeahmt, nie, seit er das Kopiren, den Schachdienst aufgab, aus Anderer Geistesbesitz gezahlt. Zwei so verschiedene Dinge soll der Gerechte nicht verwechseln. Auch den Mann, der sich, ohne innere Klarheit freilich, ins Haus und Kleid kräftigerer, stolzerer Tage zurücksehnte, nicht zu den Ritschern und Maskengardrobiers werfen. Es war ein feiner Einfall Tilgners, Hans Makart, den immer im Farbenrausch schwelgenden Sohn eines gepuderten, betretenen Hof-lakaien, im Festzugskostüm auf die helle wiener Straße zu stellen; eine monumentale, nicht lieblose Kritik. Wer aber möchte Franz Lenbach als Venezianer oder Bliesgritter konterfeit sehen? Ein Bißchen Duldsamkeit ziemt auch der Jugend; und unsere Sezessionisten haben schon Blagen. Lenbach liebte Goldglanz und Perlmutterton, wandte künstliche Mittel an, um seinen Bildern den Schein ehrwürdigen Alters zu geben, puzte die Räume, in denen er ausstellte, mit Truhen und Prunkgeräth, auf daß der Betrachter sich in ein Florentinerschloß oder an die Lagune träume. Nennst Schrülle und sagt, daß er nicht in die Geschlechtsreihe gehört, deren Stammvater Manet war, daß von ihm, der keinen Schüler hatte, nichts Gemeingiltiges zu lernen ist. Nur verschont uns mit dem Serede, er sei unmodern gewesen, ein Epigone, der den Ahnen nachsprach, nur die Gedanken der Vorfahren hatte.

Menschenbilder, wie Lenbach sie gemalt hat, sind vor ihm nicht gemalt worden; konnten wohl auch nicht gemalt werden. Sie sind nicht so bescheiden, vor der Person so streng sachlich wie die alter deutschen Meister, Holbeins und Dürers; wo Geist sich an Geist wegt, sprühen leicht Funken auf die Leinwand.

Nicht so vornehm ruhig wie die Hofmalerei des Granden Velazquez. Nicht von so lässiger Grazie wie mancher Whistler und Sargent. Nicht so intim wie Leibls Bauern und Liebermanns Elternportrait. Sie geben fast immer nur den Kopf. Tausendmal ward es ihm vorgeworfen. Das Uebrige interessirte ihn eben nicht. Malen konnte ers; seht Euch in Moabit den nackten Frauenleib an, — und geht dann zu den Wülsten des Herrn Louis Corinth. Hatte Lenbach nicht das Recht, sich den Gegenstand selbst zu wählen? Zu machen, was nur er machen konnte, und sich bei Anderem nicht aufzuhalten? Auch Rodin, der viel stärkere Schöpfer, giebt nur Theile, Glieder, die aus dem unbehauenen Klumpen hervorstechen. Ihn reizt die Bewegung; den Bayern „das Genie: ich meine den Geist“. Was nicht dazu gehört, mögen Andere machen. Den Schlussband meiner Römergeschichte kann ja ein Gymnasiallehrer schreiben, pflegte Mommsen zu sagen. Wenn Lenbach seine Portraits mit pedantischer Sorgfalt ausgeführt hätte, wäre nicht ein Drittel fertig geworden. Das wäre kein Unglück? Mag sein. Nur soll man nicht schwagen, er hätte es nicht gekonnt. Er war unerfättlich, wollte Jeden, in dem er was Eigenes witterte, vor der Palette haben, das Tröpfchen besonderen Saftes herauspressen, den persönlichen Charme hübscher oder fein wekkender Frauen fortleben lassen. Da hieß es, eilen und sich mit Kleinigkeiten nicht lange abgeben. Einer, der nur Maler ist, etwa, wie Whistler, im Portrait einen aparten Farbentzsch sucht, würde niemals so denken. Für Den giebt's keine Kleinigkeit; für den schlichten Malersmann auch nicht die Frage, ob eine fromme Einfalt oder ein Helmholz vor ihm sitzt. Als Böcklin mit Förlde über unseren Herrn von Werner sprach, nannte er ihn „den empfindungslosesten Unteroffizier“ und fügte hinzu: „Panoramemaler. Die Stiefel, die Sporen, die Pflastersteine werden auch noch gemalt, — Alles, was ein commis voyageur sieht, aber ein Maler nicht.“ Auch ein Maler, dünkt mich, der nur Maler ist; und deshalb noch lange kein Anton zu sein brücht. Auch Monet hat Pflastersteine gemalt. „Der Böcklin war ein Riesenkerl, aber eigentlich kein Maler“, sagte Lenbach mir; und ungefähr so sagten's Andere wieder von dem Franzl. Nicht ganz ohne Grund. Wer ihn nur als einen Maler beurtheilt, thut ihm Unrecht. Er war sui generis. Psychologe, Historiker, Kritiker. Namentlich Kritiker. Er erfand nichts und schuf doch, bedurfte der Reibung und schlug Feuer aus dürrem Stein. Er schrieb über die Menschen; nicht mit der Feder, wie Lessing über Corneille, Sainte-Beuve über Hugo, Schopenhauer über Hegel, Taine über Bonaparte: dennoch sind diese Schreiber seinem Wesen näher als der Schwarzin der Manetjünger. Er wollte die Menschen ausschürfen und dann berichten,

wie der Trank gemundet hatte. Etwas über die Menschen aussagen. Daß sein Werkzeug der Stift oder Pinsel war, schien uns schließlich Zufall.

Ob seine Aussage objektive Wahrheit gab? So fragen Landgerichtsräthe. Keine Wahrheit ist Allen wahr. Das Auge wandelt sie. Und je stärker das Temperament des Sehers ist, desto kräftiger färbt es den Gegenstand. Ist Schopenhauers Hegel, Laines Bonaparte dem Urbild ganz ähnlich? Sicher nicht. Dennoch leben sie und verdunkeln, trotz dem Professorengeschrei, alle anderen Portraits, die nüchterne Durchschnittsfertigkeit pinselte. In seinen besten Stunden hat Lenbach die Menschheit gezwungen, mit seinen Augen zu sehen. Das vermochten bis heute nicht allzu Viele. Velazquez, schreibt Mengs, hat mit dem Willen gemalt. Auch von dem größten deutschen Velazquez-schüler durfte man sagen. Vor dieser Willensgewalt war keine Rettung. Lenbach nahm den Menschen, der ihm saß, in sich auf, mit Allem, was er von ihm wußte, gelesen hatte, ahnte, ließ ihn von der Zwangsvorstellung im Hirn bebrüten und malte ihn dann, wie er sein sollte, gewiß auch geworden wäre, wenn nicht ein gleichgiltiges Ungefähr die natürliche Entwicklung durchbrochen hätte. Mit Adam verfuhr er so; nicht mit Eva. Es war sein Schicksal, auf Schritt und Tritt sich selbst widersprechen zu müssen. Die Neigung ins Dekorative trübte, wenn er vor schönen Frauen stand, oft dem Psychologen den Blick. Manchmal trank er sich dann einen makartischen Farbenrausch. Die Sinne schwelzten, die Seele, der Intellekt schwieg. Ich muß gestehen, daß mir nur sehr wenige von seinen Damenbildern gefallen. Ein paar seine Matronen gehören zu seinem Besten; in denen war die Weibheit schon der Menschlichkeit gewichen. Auch die Duse, aus deren Nervenbündel nie ein sinnlicher Laut kommt, hat er mit klugem Instinkt höchst reizvoll ins Madonnenhafte stilisirt. Spielerinnen, Tänzerinnen, Alles, was leben und lieben läßt, trifft er meisterlich. Die Welt-damen werden ihm leicht animalisch oder theatralisch. Gellrotthe Lippen, umränderte Augen und oft Blicke wie aus dem Lupanar; in Duzenden ein Familienzug müder Sinnlichkeit, die gern wachgeküßelt sein möchte. Wenig Individualität, viel *sexo*. Fast beleidigend für die lieben Frauen. Die waren aber entzückt, ließen dem Franzl das Haus ein und tätschelten ihn, damit er sie nur ja male. Die Damenköpfe, die er mit Kreide oder Stift auf Pappe nur gerade andeutete, scheinen mir viel feiner. Er war sehr männlich. Am Ende wollte er mit dem Pinsel seine Kritik des modernen Weibgeschlechts-wesens geben und war gegen Eva noch unbarmherziger als gegen Adam.

Der mochte sich aber auch in Acht nehmen. In Lenbach war so viel Grazie, Geschmack, Kultur, daß seine klügsten Modelle meist gar nicht merkten,

wie er sie erkannt, Anderen kenntlich gemacht hatte. Heyse's Seelöwenauge scheint in einer wunderschönen Fleischsauce zu schwimmen; Alles ist weich, knochenlos; abelig, doch schwach; ein sanfter, seelenvoller Schwärmer, dessen Korpulenz sich gern in einer Portenpose bequem macht. Björnson — ein guter hängt jetzt in Moabit — ist Theaterdirektor und Pastor, Tribun und Zelot; der prachtvolle Kopf ganz mit „demokratischem Oel“ gesalbt. Herr Rudolf Wosse blickt staatsmännisch kühl und will in der Haltung den königlichen Kaufmann markiren; die Beine sind ein Bißchen kurz und der Betrachter ahnt, daß der Mann nicht ganz so majestätisch ist, wie er aussehen möchte. Wenn man so niederschreibt, klingt's nach Satire. Keine Spur davon auf Venbach's Bildern. Der sagt viel subtiler aus. Heyse und Björnson sind, wie in der Wirklichkeit, bedeutende Menschen und echte Dichter, Wosse ist ein tüchtiger, gut gesäuberter Mann. Sacht nur ist das Allzumenschliche angedeutet. Keinen kenne ich heute, der so die ganze Persönlichkeit packt, so rücksichtslos und doch so diskret ist. Da wird nichts verzierlicht noch verniedlicht. Dem Damenbante Visz wird keine Warze, dem bayreuther Meister nicht die schönselige Maestrogramme geschenkt; selbst auf den Bismarckbildern nicht der märkische Junker verschwiegen. In Moabit ist ein kleines Pappdeckelchen mit Coquelin's Kopf zu sehen. Vielleicht in zwanzig Minuten, beim Blandern, entstanden. Doch in den paar Strichen ist Alles, was von Coquelin in treuer Erinnerung haftet; Figaro und Cyrano, Molière's Schelmbedienter und Gambetta's Freund. Ein unübertroffenes, unübertreffliches Meisterwerk, das einem Blick wiederholt, was sich dem Gedächtniß in Jahren eingedrückt hat. Veßing, glaube ich, wars, der mal gesagt hat, kein Künstler könne geistige Potenzen darstellen, die höher als seine sind. (Daher das ewige Mißgeschick der Genies in gentelosen Dramen.) Venbach konnte über Wilhelm Busch und Coquelin hinaus; sogar über Björnson und Heyse, Gladstone und Döllinger. Bis zu Schopenhauer, Wagner, Leo Picci und Otto Bismarck. Jeden Geist vermochte er zu begreifen; vor keinem lag er, ein weggekürmter Wurm, wie der Magister Faust vor dem schrecklichen Gesicht, das sein Bannspruch gerufen hatte.

Fürsten und Denker, Forscher und Poeten: Alle hat er gemalt. Keiner sollte ihm entslüpfen. Ist etwa nicht der Rede werth, daß dieser vom Genie bediente Wille uns das Bild der in Deutschlands Heroenzeit ragenden Menschen gab? Nicht ein nie laut genug zu preisendes Glück? Als Goethe die Sammlung der portraits historiques von Gérard beschaute hatte, schrieb er: „In Paris als Künstler von Rang anerkannt, malte er die bedeutenden Einheimischen und Fremden. Bei einem sehr treuen Gedächtniß zeichnete er

außerdem auch die Besuchenden, die sich nicht malen ließen, und so vermag er uns eine wahrhaft weltgeschichtliche Galerie des achtzehnten Jahrhunderts und eines Theils des neunzehnten vorzulegen.“ Und über das Portrait Talleyrands: „Hier sehen wir den ersten Diplomaten des Jahrhunderts... Wir erwehreten uns nicht des Gedankens an die epikurischen Gottheiten, welche da wohnen, wo es nicht regnet noch schneit noch irgend ein Sturm weht; so ruhig sitzt hier der Mann, unangefochten von allen Stürmen. Wir mögen hier physiognomisiren und deuten, wie wir wollen, so finden wir unsere Einsicht zu kurz, unsere Erfahrung zu arm, unsere Vorstellung zu beschränkt, als daß wir uns von einem solchen Wesen einen hinlänglichen Begriff machen könnten. Wahrscheinlicher Weise wird es künftighin dem Historiker auch so gehen, welcher dann sehen mag, inwiefern ihn das gegenwärtige Bild fördert.“ (In Parenthese: so „kritiklos“ begeistert der alte Goethe sich für einen fremden Minister, einen Diplomaten der staubigen Schule, für Deutschlands schlauesten Gegner; wer heute bei uns so über Bismarck spräche, hieße, selbst wenn er Mahaböh und Faust geschaffen hätte, ein elender Speichellecker. Wir habens doch weiter gebracht.) Goethes Säge rühmen noch besser das Lebenswerk unseres deutschen Meisters. Die Vorstellung, wir hätten nur von Winterhalter, Werner, Angeli, Koner und den Tausendjassas aus Ungarn offizielle Portraits, jagt Schrecken ins Gebein. Von Lenbach wird der Historiker lernen. Lenbachs Gemälde werden die Ruhe aller Regenden stören. Wilhelm der Große? Dieser gütige, matte, gar nicht heldische Greis mit dem Gemisch von Wehmuth und Bauernklugheit im Blick? Zwischen Bismarck und Moltke wäre Der groß gewesen, die Weiden Handlanger seines Willens? Dann hätte kein Kanzler den Muth gehabt, dieses Bild in seine Stube zu hängen. Auch die Portraits des zweiten und dritten Kaisers holt der Historiker dann wohl aus dunklen Winkeln; den Bestellern gestelen sie nicht. Friedrich ein schön verwitternder Held mit wundervoll gesträhltem Bart und studirtem Herrscherblick; letzter Akt einer Großen Oper, die nicht von Meyerbeer ist. Friedrichs Sohn wirft den Kopf in den Nacken, als wolle er sein Jahrhundert in die Schranken fordern, zu Aeonen reden, ist aber nicht ganz sicher, ob das Säkulum dem Rufe folgt und ob die Aeonen zuhören werden. Und wie ist das tüchtige, doch farge, humorlos klare Römerthum in Moltkes schmalem Bauernschädel getroffen! Dem Marschall hat der Schrobenhäuser die Perrücke abgeschmeichelt; Anderen riß er sie mit derbem Griffe vom Haupt und zeigte, was unterm Toupet so lange verborgen ward. Manchmal wars dann nur ein toupet de Nimes gewesen. Und Lenbach lächelte in den Bart. Mit Eiserner Stirn ist man noch kein Eisenkopf.

Kein kompetenter Kunstbeshauer hat hier gesprochen; ein durch Freundschaft persönlich verpflichteter Laie. Doch der Kunstbeshreiber war nie Lenbachs zuständiger Richter. Der Zünftige mag auf der Kathedra verkünden, Lenbach habe nichts Neues gebracht, keine neue Art, Irdisches zu betrachten, das Licht zu zerstäuben und strahlend, zurückstrahlend die Körper formen zu lassen; mag ihn einen Virtuosen schelten, der als grauer Meisterschüler aus der Redenreihe Derer von Manet bis Hofmann zu scheuchen sei; mag an jedem Bild unbestreitbare Fehler nachweisen und anatomisch feststellen, daß mancher Bismarckkopf sogar nur ein Leberlappen mit zwei Titanenaugen ist, — mag. Und wenn jedes Bild, ohne Ausnahme jedes, hundert Fehler hätte: hinter all diesen mangelhaften Bildern stünde noch immer ein großer Mensch; und schwerer als Alles, was Einer kann, fällt ins Gewicht, was er als Persönlichkeit zu bieten hat. Ich glaube, daß Lenbach sich selbst nicht für einen im höchsten Sinn großen Maler hielt; mir wenigstens hat er, in fast frommer Demuth, vor seinem Tizian gesagt, er sei „nur so ein Bissel ein Student in der Menschenthierkunde“ und für die Alten nur zum Schuhputzen gut genug. Neben kleinem Dünkel fühlte er sich freilich groß; und wie mir scheint, mit stolzem Recht. Keiner der größten Maler wahrscheinlich; doch gewiß einer der geistreichsten. Und nicht von der Klüglerforte der kalt Geistreichen; der Schnerv des schärfsten Kritikers sah ihm im Gehirn eines Visionärs. Der Franzl ist mit den Fremdwörtern nie so recht fertig geworden; aber er empfand, verstand, überslog oft noch die einsamsten Geistesfirnen. Wenn er wollte, bezauberte er Jeden. Mit seinem Funkelwitz, seiner bärtigen Grazie, seinem Humor, — mit tausend Menschlichkeiten. Keine war ihm fremd; auch die nicht, die nicht gern hüllenlos gehen. Egmont und Banzen, Lorenzo und Aretin, Heinz von England und Sir John: seine Sonne tönte in allen Farben. Er vereinte Manneswürde, Frauenlaunen, Kinderfreude am blanken Unsinn im Spektrum seines Räthselwesens. Schenkte wie ein Fürst der Fabelzeit und aß dann in einer qualmigen Höhle ein Gselchtes. Warf einem Großwürdenträger grobe Hagelkörner an den Dickhädel und umzirpte dann wie ein Himmelstrostbringer ein Straßenmädel, das sich eine Beule geschlagen hatte. Arbeitete Tage lang, Wochen, um für drei Abendstunden einen Masfenball auf die Beine zu bringen. Unberechenbar, sagten die Kühlen; unerschöpflich, unersehbar, jauchzten die Freunde. Ein ganzer, unangekränkelter, nie vom Bourgeoisfirniß berührter Mensch. Und ein Künstler, der mit dem Schöpferwillen des Genies geniale Menschheit in langes Leben rief.

Ich habe ihm Lorber und rothe Rosen aufs Lenzgrab gelegt.

Kurd Laßwitz.

Georg Simmel, der scharfsinnige Zerleger sozialer Erscheinungen, hat in einem seinen Aufsatz über „Persönliche und sachliche Kultur“ eine Menschheitshoffnung als trügerisch zu erweisen gesucht. Er hat den Glauben an die Allseitigkeit des Fortschrittes erschüttert. Diese Hoffnung stülpte den Arm der Menschen; die Menschen hat oft nur der Gedanke zu ungestümem Thun fanatisirt, daß die Besserung auf einem Einzelgebiete weitere Bedürfnisse ihrer Befriedigung näher rüde. Simmel will unsere glückliche Täuschung zerstören, indem er einen Querschnitt durch unsere Kulturwelt macht und aufdeckt, daß nicht alle Theile eine gleich reiche Entwicklung gewonnen haben. Die Dinge, die unser Leben sachlich erfüllen und umgeben, Geräthe, Verkehrsmittel, die Produkte der Wissenschaft, der Technik, der Kunst, sind unfähig kultivirt, aber die Kultur der Individuen, wenigstens in den höheren Ständen, ist keineswegs in dem selben Verhältniß vorgeschritten, ja, vielfach sogar zurückgegangen. Der sorgfältige Beobachter hat sich nicht getäuscht; wir müssen ihm zustimmen, selbst wenn er die Ergebnisse seiner Forschung zu dem Aporia zuspitzt: Die Maschine ist geistvoller geworden als der Arbeiter.

Waren wir es aber schließlich, die die Dinge kultivirt, also ihr Werthmaß über das durch ihren natürlichen Mechanismus geleistete gesteigert haben, so muß auch unsere eigene Wesensart ihre Steigerung erfahren haben. Ein Längsschnitt durch die Entwicklung der Menschheit dürfte zeigen, daß das Verhältniß von subjektiver zu objektiver Kultur beständig gewechselt hat. Auf die Schöpfer von sachlichen Kulturwerthen folgten die glücklichen Erben, die sie sich aneigneten und weniger auf Vermehrung äußeren Reichthumes als auf die Verinnerlichung ihres Wesens bedacht waren. Nur scheiden sich die Zeiten persönlicher oder sachlicher Kultur um so weniger scharf von einander, je näher wir der Gegenwart kommen. In den Zeiten strengster sozialer Bindung des Einzelnen an die Gesamtheit kommt deren Zielrichtung klarer zum Ausdruck als da, wo auch nur eine Kinderheit Selbständiger sich aus der Gesamtströmung herausarbeiten kann. Die Entwicklung der Menschheit, die Vererbung von Anlagen der Ahnen und die Differenzirung der Individuen, brachte schließlich geistig Freie, die mit frohem Zeit- und Volksgesühl in der Richtung der Mehrheit mitstreben und zu gleicher Zeit im Bewußtsein anderer Möglichkeiten ihre eigenen Wege gehen: Menschen, so erstarkt in ihrer Wesensart, daß sie von der Fülle der ihr von außen zugebrachten Kultur sich nicht erschrecken läßt, und die nun, reich genug, aus dem Ueberschuß ihrer persönlichen Kultur sachliche Güter abgeben.

Von solchen Menschen hat uns Kurd Laßwitz erzählt. Darin erblicke ich seine Bedeutung. Es scheint mir ein Glückszeichen für die Menschheit,

daß sich neben den feinen Skeptiker Simmel der Optimist Laßwitz stellen läßt, der hoffnungsvoll bejahte, bevor Simmel noch seinen Zweifeln Ausdruck gab.

Der Erzähler Laßwitz hat einen nicht unbeträchtlichen Leserkreis; aber Wenige dürften wissen, daß er sich den sicheren Boden für den Anlauf zum Sprung in Phantastiehöhe durch reiche und tiefe Arbeit auf dem selben Gebiet wie Simmel geebnet hat. Nehmlich wie Wundt, gelangte Laßwitz von der Physik zur Philosophie. Die mit seiner Inauguraldisertation „Ueber Tropfen an festen Körpern“ erworbenen physikalischen Kenntnisse genügten ihm nicht; trotz der Anhäufung von Erkenntnißgütern mochte er das Gefühl persönlicher Bereicherung entbehren. Innerer Zwang treibt ihn, sein Eigenthumsverhältniß zu ihnen zu verdichten, treibt ihn von den unpersönlichen Naturwissenschaften zu den Geisteswissenschaften, — und zwar zu der von ihnen, die immer die persönlichste bleibt, weil sie stets die Wissenschaft des Geistes ist, der sich ihr hingibt: zur Philosophie. Er beschäftigt sich mit Erkenntnistheorie und seine Arbeit zeitigt die Früchte „Atomistik und Kritizismus“ und die in Fachreisen hochgeschätzte „Geschichte der Atomistik“. In „Wirklichkeiten“ zieht er die Bilanz. Er erblickt in Kants Lehre von den Denkmitteln ein Kapital und bemüht sich, zu zeigen, wie dessen persönliche Aneignung und neue Anlegung im Betrieb der Naturwissenschaften zinstragend war und bleiben könnte.

Die Wichtigkeit dieser Ansicht kann hier dahingestellt bleiben. Wesentliches Kennzeichen für den Mann ist das Streben, die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Kenntnissen lückenlos zu schließen, Ergebnisse der Forschung nicht nur zu sammeln, sondern auch der Persönlichkeit dienstbar zu machen, also eben sachliche Kulturgüter in persönliche Kultur umzusetzen. Dies Streben ist ein Zeichen starken inneren Phantasiebegehrens. Wissenschaft, Technik sind die Schöpfer äußerer Güter. Das Idealbild der nach allen Seiten vollendeten Wesensart erweckt allein die Phantasie in eines Mannes Seele; und so ist auch wieder nur die starke Kulturpersönlichkeit künstlerisch zeugungsfräftig.

Als solche tritt uns Laßwitz entgegen. Der selbe Phantastetrieb, der ihn bei naturwissenschaftlichen Ergebnissen nicht rasten ließ und ihn nach den Verbindungsfäden des Subjektes mit diesen Ergebnissen zu suchen, zu erkenntnistheoretischen Forschungen zwang, ließ ihn auch in der immer noch einfarbigen Welt dieser Wissenschaft nicht zur Ruhe kommen. Er verlangte die ganze Buntheit, die Aderpechlichkeit der Kunst. Die Philosophie ist ihm zu gegenständiglich; er ersehnt sich Subjekte, die die Objekte souverain beherrschen: es treibt ihn vom Sammeln zum Verwerthen, von der Verwerthung zur Gestaltung.

Unmittelbar neben Werken reicher Gelehrsamkeit und streng begrenzter Forschung hat Laßwitz eine Reihe von Erzählungen geschaffen. Wilhelm Bölsche hat in seinem blendenden Buch: „Vom Bazillus zum Affenmenschen“, das tiefste Einflchten und fromme Ausflchten gewöhrt, über den Roman „Auf

zwei Planeten" ausführlich gesprochen; und erst neuerdings hat Hans Lindau in einem feinsinnigen Aufsatz in „Nord und Süd“ das gesammte künstlerische Schaffen Laßwizens liebevoll betrachtet. Laßwitz ist also nicht mehr unbekannt. Aber ganz abgesehen davon, daß ich mich auf Montesquieus zu wenig beachtetes Wort: „Le grand tort qu'ont les journalistes c'est qu'ils ne parlent que des livres nouveaux comme si la vérité était jamais nouvelle“ stützen kann, scheint mir ein neuer Hinweis auf diese Dichtungen berechtigt, nicht nur wegen ihres doch noch nicht allgemein erkannten Werthes, sondern auch, weil anscheinend Niemand bisher auf die ganz eigene Sonderheit von Laßwizens literarischen Werken geachtet hat. In ihnen erleben wir, was Feinsühlige, wie Simmel, bei allem Fortschritt in der Gegenwart so schmerzlich vermissen und für unsere Zukunft ersehnen: die großen Persönlichkeiten, die die Schätze des Wissens, der Kunst, der Technik nicht nur anhäufen, sondern mit ihrem Sein und Wesen verweben.

Die Menschen haben immer von glücklicheren Zeiten als ihre Gegenwart, herrlicheren Gestalten als ihren Zeitgenossen geträumt. Diese Träume haben ihnen nicht wenig Stärke zur Arbeit an ihrer Verwirklichung gegeben. Beim Suchen nach dem Lande der Seligen haben sie ihren Blick bald rückwärts in ein erdichtetes Goldenes Zeitalter, bald vorwärts in ein Jahr 2000 oder in eine Purpurne Finsterniß gewandt. Bald war es angeblich kulturloser Naturzustand, bald fabelhafte Höhe der Staatseinrichtungen, der Wissenschaft, der Technik, immer aber entweder gegenständliche Kultur oder aber Kulturlosigkeit, Naturzustand, Barbarei. Zunächst waren auch Laßwizens Erzählungen nur Märchenschilderungen der ersten Art, Schilderungen von Zukünften, in denen Erfindungen von nie geahnter Großartigkeit und Bedeutung einen scheinbaren Glückszustand bedingten. Das mag ihm den Namen eines deutschen Jules Verne verschafft haben. Aber mich dünkt, die Erkenntniß allein, um wie viel wissenschaftlicher, humorvoller und gründlicher als der unterhaltsame Franzose Laßwitz seine Erzählungen gestaltet habe, erfasse weder den Werth seiner Schöpfungen noch das Räthsel ihrer künstlerischen Wirkung, insbesondere nicht die seines Romans „Auf zwei Planeten“.

Der Reiz des Kunstwerkes soll und kann durch die Auseinandersetzung nicht ersetzt, er mag nur zum Bewußtsein gebracht werden. Sein Leben ist in ihr nicht faßbar. Farbenspiel und Bewegung des Meeres kann man nicht mit seinem Wasser ausschöpfen. Was noch in keinem Zukunftsmärchen erzählt wurde, wird hier mit lebendiger Frische gewagt: der dramatische Zusammenstoß der fernen künftigen Kultur und der Gegenwart. Es ist die Geschichte dreier deutschen Nordpolfahrer, in die wir hineingezogen werden. Im Luftschiff wagen sie die Fahrt über die Eisregion. Nicht durch ihr Wagniß allein gewinnen die drei Helden, Saltner, Torm und Grunthe, schnell unsere Theil-

nahme. Ein kurzes Gespräch der Drei, die unmittelbar über dem Pol schweben, eröffnet das Buch und macht uns sofort mit ihrer starken und liebenswerthen Natur vertraut. Hier, am Ziel, scheitert die Expedition in Folge der Einwirkung, bisher unerklärlicher Kräfte. Die sie meistern, die Bewohner des Poles, retten Saltner und Grunthe. Lorm entschwindet für eine Weile unserem Blick. Die Bewohner des Poles sind Marsmenschen oder, wie sie sich selbst nennen, Numen (das Wort ist wohl nach dem griechischen Wort *νομος*, Vernunft, gebildet), die die Erforschung der Erde und ihre Gewinnung für die Kultur des Mars vorbereiten. Denn auf dem Mars ist die höhere Kultur, weil er der ältere und begünstigtere Weltkörper in unserem Sonnensystem ist, und seine Kultur ist ihrem Wesen noch mit unserer gleichartig, weil auf ihm Verhältnisse, ganz ähnlich unserem Planeten, herrschen. Das ist in Grunde die einzige Voraussetzung, die Laßwitz seinen Lesern zumuthet. Und diese wird heute nicht nur von der Wissenschaft allgemein angenommen: sie ist, wie der Entwicklungsgedanke, unter allem Volke lebendig. So sind wir in der Kolonie der Numen auf der Erde bald heimisch und fühlen uns auch auf dem Mars, wohin wir mit Saltner die Reise machen — abgesehen von einer geringen Beeinträchtigung durch die Verringerung der Schwerkraft — wohl und behaglich.

Die Numen können nicht einen Teletyrevolver abdrücken zum Verderb und Vernichtung. Sie können es nicht, weil sie Gewalt und Grausamkeit nicht wollen können. „Die freie Selbstbestimmung als Persönlichkeit“ ist ihnen das Höchste; ihr gegenüber besteht keine Macht. Und selbst die Liebe macht niemals unfrei. Trotzdem ist ihr Dasein keine vom Verstand erzwungene Ordnung. Auf heitere und ernste Pfade des Labyrinthes, das wir Leben nennen, lockt sie warme Empfindung. Auch bei ihnen sind „die starken Gefühle die großen Reservoirs der Energie des Gehirnes, aus denen sie zur Wechselwirkung des Lebens herausströmt.“ Sie sind es auch, die in die Gleichförmigkeit der Art die Mannichfaltigkeit der Individuen bringen und dadurch dem Zusammenleben unter verständigen Wesen erst den Reiz geben. Die Sinnlichkeit sorgt segensvoll dafür, daß der Verstand nicht in den Himmel wachse. Das Lebensziel ist jedem Numen gleichgesetzt; die freie Entwicklung der Wesensart, die Wege zu ihm sind tausendfach verschieden. In den Frühzeiten eines Volkes, wo die Güter weder zahlreich noch verschieden unter die Stammesgenossen vertheilt und diese selbst gar nicht oder wenig von einander differenzirt sind, Jeder unter den gleichen Lebensbedingungen steht, die selbe irdische Gewalt über die Volksschätze hat, ist auch die Redeweise bei Allen gleich. Buffons seine Beobachtung „le style c'est l'homme“ trifft nur für Zeiten der Individualisirung zu. Wohl haben die Numen eine Sprache, die Jeder beherrscht; doch durch einen Jahrhunderttausende dauernden Ge-

brauch hatte sie sich so abgeschliffen und vereinfacht, daß sie der denkbar glücklichste und geeignetste Ausdruck der Gedanken geworden war; alles Entbehrliche, Alles, was Schwierigkeiten verursachte, war abgeworfen worden. Deshalb konnte man sie sich schnell so aneignen, daß man einander zu verstehen vermochte, wenn es auch außerordentlich schwierig war, in die Feinheiten einzubringen, die mit der ästhetischen Anwendung der Sprache verbunden sind. Allein dem Numen mit seinem reichen und besonderen Innenleben taugt in Festesstunden nicht das allgemeine Sprachgut. Wo Zwei — wenn auch nur auf Stunden — zum trauesten Zusammenschluß von der übrigen Gemeinschaft sich sondern, haben sie einander Eigenstes zu sagen in eigener Sprache. Hier führt der allgemeinerverständliche Ausdruck zum Mißverstehen, zum schmerzlichen Gewahrwerden der Weiten, die zwei Wesen trennen. Das Sehnen nach innigstem Zueinanderschließen schuf bei den Numen neben der allgemeinen Sprache zahllose, sehr verschiedene und in steter Umwandlung begriffene Dialekte, die nur in verhältnismäßig kleinen Gebieten gesprochen werden, endlich sogar Idiome, die allein im Kreis einzelner Familiengruppen verstanden werden. Bei den Numen ist die Sprache die Persönlichkeit. Immer wieder leuchtet aus der Welt ihrer märchenhaft hohen objektiven Kultur die Herrlichkeit des in seiner Wesensart ausgereiften Menschen hervor. Und so ist es ihnen tiefste Schmach der Bestrafung, aus dieser Herrscherstellung zum Gegenstand herabgedrückt zu werden. Als sie die von ihnen unterworfenen Europäer für das von ihnen verwirklichte Kulturziel unempfänglich fanden, trotz ihren Anspannungen und Mühsalen böse Nachreden, Verleumdungen, Duelle nicht von der Erde schwanden, führten sie als Strafe für Alle, die sich einer persönlichen Kultur entzogen, die Bildungstätten mieden und in der Unvernunft der Vorurtheile verharrten, den Dienst als Objekte der Beobachtung in psychologischen Laboratorien und die zeitweilige Verbannung in Wästen zur Zwangsarbeit für Kultivierungszwecke ein.

Trügerisches Phantasiespiel oder Hoffnung, die im fruchtbaren Boden der Menschheit festen Halt findet? Ein beglückendes Unterpfeiler für die Entwicklungsmöglichkeiten der Menschheit ist bereits die Existenz dieses Romans und sein Eindruck. Er mag sogar dazu beitragen, diese Entwicklung zu beschleunigen, wie die Werke Rossettis und Burne-Jones den Typus der Engländerinnen unserer Tage beeinflusst haben. Vielleicht . . .

Die Handlung schreitet rasch und lebhaft vorwärts. All dies geistige und kulturelle Leben, wie ich es nur in starker Verkürzung wiedergeben konnte, bildet das wechselvolle Schicksal der Wesen, denen Theilnahme zu schenken und der Dichter liebenswürdig zwingt. Wohl ist unsere Theilnahme rein stofflicher Art. Freilich eine, der sich auch der Künstler nicht zu schämen braucht. Die Kraft und Klarheit der Darstellung — manchmal auch die Kunst der Erzählung — erfreut. Nachträglich erst werden Bedenken wach.

Wissenschaft ist die stärkste Schleifmühle der Sprache. Sie strebt nach eindeutigem Ausdruck und die Stimmungen, die aus der Vorzeit des Wortes zur Gegenwart herüberschwingen, sucht sie zu ertönen. So fehlt ihr die Wärme und die Herzlichkeit. Und die Klarheit der wissenschaftlichen Sprache ist nicht immer ein Vorzug. Zur Spiegelung menschlichen Trachtens taugt sie wenig, denn unseres Herzens Empfindungen sind reich an leisen Uebergängen; und über unserer Sinne unbewusstes Begehren webt Selbstbetrug einen wohlthätigen, zarten und undurchbringlichen Schleier. Auch die Vorzüge der wissenschaftlich aufgehellten Sprache Laßwitzens schließen diese Schwäche in sich. Klar und anschaulich entwickelt er Einrichtungen und Gedankengänge der Kultur der Numen vor unseren Augen. Seine Sprache ist immer anregend, doch mitunter nicht schlicht, einfach menschlich genug. Auch Forscher, die unaufhaltsamer Wissensdrang zur todesmuthigen Fahrt im Luftschiff nach dem Ort der Schrecknisse treibt, sind — der Natur sei Dank — bei aller Abgeklärtheit Menschen mit aller Grundlosigkeit und Thorheit der Neigungen. Diese Menschlichkeit habe ich bei Laßwitz vermisst.

„Auf zwei Planeten“ heißt das Werk. Der Titel und der Anfang versprechen Anderes, als das Buch hält. Menschheit und Numenheit als solche erwarten wir lernen zu lernen, hoffen nach den Anfängen auf eine Begründung der Massenseele auf den beiden Sternen. Aber abgesehen von einzelnen Parteibewegungen, die jedoch auch nicht den Eindruck des geschichtlich bedingten Stromes in seiner Unaufhaltsamkeit machen, erzwingt Laßwitz seinen Personen nirgends den Glauben, daß in ihnen ein Volksempfinden, ein Zeitwille lebt. Jede Persönlichkeit ist eine Sammellinse für die Strahlen, die in ihrer Zeit flirren; je kraftvoller die Individualität, um so mehr werden die Strahlen gebrochen, verstärkt; um so reicher an Farbentönen ist das Spektrum, das sie zeigen. Aber Laßwitzens Personen sind aus diesem Zusammenhange gelöst. Sie erscheinen als selbständige Lichtquellen. Und dazu sind sie wiederum nicht überragend genug; vielleicht fehlt uns auch nur der Glaube an Heroenthum. Möglich aber auch, daß der moderne Mensch durch die Wirkung der Kunsterzählung seinen ökonomischen Determinismus nur dann vergißt, wenn ihn der Dichter mit in die Tiefen der Seelenergründung eines Einzelwesens hinabzieht, wenn der Mensch an seinen Erlebnissen wächst.

Grünthe organisiert, Saltner waffnet schließlich die Menschheit zum Kampf gegen die Martier. Der Sieg ist der Erde und Weltenfriede sein Preis. Aber er bedeutet keine Niederwerfung der Numen, sondern die Ueberwindung einer übermächtig anschwellenden technischen Kultur durch die der Persönlichkeit. Die Menschen gewinnen sich Numenheit, wenn jeder Einzelne seine individuelle, menschliche Wesenart zu freier Entfaltung bringt.

Dresden.

Dr. Hermann Jacobson.



Verse.

Das erwachende Herz.

Es fiel von der Sonne goldene Gluth
 Und fiel auf mein Herz und traf es gut.
 Und langsam, wie ein Felsen von Erz,
 Begann zu erglühn mein altes Herz
 Und warf seinen lichten, verheißenden Schein
 In die fernsten Thäler glücklich hinein.
 Und schlichtern erklang es vom schweren Metall
 Wie rieselnder Thränen Tropfenfall;
 So weint ein Mensch, ders nicht glauben kann,
 Daß ihm der Tag der Erlösung begann.
 Dann klang es stärker, wie Kiesel sprung
 Weglästerner Quellen, thatenjung.
 Und plötzlich schoß, brandleuchtend und schwer,
 Der siegende Strom meines Herzens daher;
 Und von den Felsen, welteinsam und fahl,
 Sehnsüchtig aufstodernd brach er ins Thal . . .
 Und hat nicht eher Ruhe gekannt,
 Als bis er die Welt zu Asche gebrannt.

Der einsame König.

Ein nackter Felsen, von der Fluth umzogen,
 Ist mir Gefängniß, Heimath, Zukunft, Haus!
 Eintönig schlagen ihn die dunklen Wogen,
 Umkreiselt ihn der kalten Winde Braus.

Kein junges Grün sah jemals mein Gelände
 Und nie, gar niemals lebensüppig bricht
 Die rothe Sonne durch die Wolkenwände.
 Wann Tag ist und wann Nacht, ich weiß es nicht.

Mir naht kein Weib, kein Freund, auch nicht Genossen,
 Des Lebens Schiffe gleiten fern vorbei,
 Nur Möbenschwärme kommen angeschossen
 Und grüßen mich mit ihrem heisern Schrei.

Ein König bin ich diesem Felsenschroffen,
 Ich kenne keinen Herrn als mich allein;
 Ich habe nichts zu fürchten, nichts zu hoffen,
 Mich martert keine Lust und keine Pein.
 Und immer zweifelloser wills mir scheinen,
 Daß ein Jahrtausend schon vorbei gewalt,
 Seit ich verlernt, zu lachen und zu weinen,
 Und wie mein Felsen wurde starr und kalt.

felig Doermann.



Stanley.

Die Nachricht von Stanleys Tode hat in Afrika tiefe Bewegung hervorgerufen; in Boma an der Mündung des Kongo wie in Sansibar. In Deutschland ist die Kritik diesem Toten nicht gerecht geworden. Wenn die Nachrufe ihm den Ruhm des größten Afrikaforschers liehen, hoben sie kühl seine Leistungen hervor, ohne seiner Schattenseite zu gedenken. Und die mir bekannt gewordenen Versuche, ihn als Persönlichkeit zu würdigen, waren mißlungen, weil den Verfassern das rechte Augenmaß fehlte. Ein Reklameheld war der Erforscher des Kongo in den Augen dieser wichtigthuenden Schreibeseelen und eine von ihnen brachte es fertig, Stanley in Vergleich mit anderen heutigen Globetrottern und Kolonialrenommisten zu stellen. Das ist eine Kritik aus der Blickweite des kleinen Cohn auf seiner Amerikafahrt. „Da reden die Leute immer so viel von Kolumbus!“ meinte er. „Der Mann ist dreimal nach Amerika gefahren und ich mache jetzt schon meine vierzigste Fahrt!“

Die Nachwelt wird Henry Morton Stanley ein gerechterer Richter sein. Denn sein bleibendes Verdienst ist unsterblich und die Wirkung seiner Lebensarbeit wird im Herzen Afrikas noch empfunden werden, wenn seine Schwächen längst, wie alles Ewig-Gestrige, verblaßt sind. Den Geschichtschreiber aber, der Stanleys Namen unter den großen Bahnbrechern der Menschheitsentwicklung nennen muß, wird immer die Aufgabe reizen, die schweren Charakterschatten dieses eigenartigen Mannes aus seinem an Gegensätzen reichen Lebensgang zu erklären. Sohn eines armen Farmers, in zarter Kindheit verwais, erzogen unter dem dumpfen gesellschaftlichen Druck eines englischen Waisenhauses, mit dreizehn Jahren dieser Tyrannei entlaufen und als „blinder Passagier“ auf einem Schiff nach Amerika entwichen; dreißig Jahre später mit Ehren überhäuft, wie sie nur Königen erwiesen werden, Gatte einer gefeierten Erbin aus der alten Gesellschaft des Kensington-Viertels, Parlamentsmitglied und erfolgreicher Vorkämpfer der Imperial Federation; begabt mit unerschütterlicher Willenskraft, durchdringender Verstandesschärfe und flammender Phantasie, leider aber zugleich mit einem Mangel an Wahrheitsliebe, der seiner Thaten schönste und kühnste durch lächerliche Aufschneiderei verwischt und verzerrt hat; von den Regern Afrikas trotz aller rücksichtslosen Hingopferung ihrer Stammesbrüder oder vielleicht gerade um dieser rohen Energie willen wie ein allmächtiger Zauberer bestaunt und verehrt und in Europa als geniale Kraftnatur eben so laut geschmäht wie bewundert: Stanleys Lebensbild wirkt wie ein auf Sensation berechneter Roman der Geschichte.

Sein eigentlicher Name war James Rowland. Am achtundzwanzigsten Januar 1841 wurde er als Sohn des Farmers John Rowland bei Denby in Wales geboren. Seine Mutter war eine geborene Morton; ihr zu Ehren

hat er später diesen Namen seinem Vornamen beigelegt. John Rowland starb in Armuth, als sein Sohn drei Jahre alt war; das Waisenhaus zu Sankt Asaph wurde dem Knaben Zuflucht und Stätte der Erziehung. Aus dieser licht- und lieblosen Jugend mag manche Härte, die später in dem Charakter des Mannes hervortrat, zu erklären, mag auch die wilde Sehnsucht nach Besserung seiner hoffnungslos scheinenden Lage zu verstehen sein, die den Knaben nach Amerika trieb. Die Schule, in die er dort zunächst gerieth, hat ihn auch nicht weich und sentimental gemacht. Er suchte auf alle mögliche Art sein täglich Brot, war Schiffsjunge, Zeitungsausträger und Kaufmannsgehilfe, bis er nach New-Orleans kam, wo ihn der Kaufmann Stanley liebgewann und adoptirte. Als 1861 der Krieg ausbrach, socht der Jüngling natürlich auf der Seite des Südens; „Onkel Toms Hütte“ hat ihn damals so wenig wie später zum Schwärmer für die Rechte der dunklen Rasse gemacht. Er gerieth in Kriegsgefangenschaft, wurde in die Marine der Vereinigten Staaten gesteckt und brachte es bis zum Fähnrich. Dann begleitete er von 1867 bis 68 als Berichterstatter des New-York-Herald die englische Armee in Aethiopien. Dieser Auftrag wurde entscheidend für seine Zukunft. John Gordon Bennett, der Stanleys Genie an der Löwentage, mit der dessen aethiopische Berichte geschrieben waren, erkannt hatte, war lähn genug, diesem Mitarbeiter die schwerste Aufgabe zu stellen, die die Zeit ihm bot. Amerikanische Zeitungen lieben es nicht, hinter den Nachrichten des Marktes herzukinken. Sie gehen den Ereignissen entgegen, und wo es daran fehlt, schaffen sie sich selbst Ereignisse. So wurde Stanley beauftragt, den in Afrika verschollenen — und von Vielen für tot gehaltenen — Livingstone aufzusuchen.

Im Jahr 1871 brach er von Sansibar mit zweihundert Mann auf und am zehnten November fand er den Vermissten in Udschidschi. Die Plunferien, die er von dort aus durch seine Berichte wand, und allerlei Schlaglichter, die schon damals auf sein rücksichtsloses Vorgehen fielen, zogen ihm in England viele Anfeindungen zu; doch vermochten diese seinen Erfolg nicht zu verdunkeln. Als vollends 1872 kurz nach seiner Rückkehr sein Werk „How I found Livingstone“ erschien, rückte diese glänzende und packende Darstellung seines Zuges ihn an die Spitze aller lebenden Forschungreisenden. Seitdem schritt er von Erfolg zu Erfolg. Die Erforschung des Victoria Nyanza und des Gambaragara-Gebirges trugen 1874 und 75 seinen Namen aufs Neue in alle Welt. Räthselhaft, wie manche seiner späteren Behauptungen, blieb die damals von ihm gemeldete Erforschung des Beatricegolfes, den er für einen Theil des Mwanan hielt. Doch kam Europa damals kaum zur Erörterung dieses Problems; denn schon schickte Stanley sich an, den Kern aller afrikanischen Geheimnisse zu erforschen: den Ursprung des Kongo.

Bis zum achtzehnten Jahrhundert war dieser Ursprung bekannt ge-

wesen. Die vom Dr. Karl Peters 1895 neu herausgegebene Karte aus dem Jahre 1719 zeigt den Kongo im Wesentlichen richtig eingetragen. Seit aber die Jesuiten vom afrikanischen Schauplatz verschwunden waren, war dieser wissenschaftliche Besitz verloren gegangen. Die Kritik der europäischen Lehrstuhlgeographen, die sich mit ihrer Nüchternheit brüstete, hatte die Karte von Innerafrika zu einem weißen Blatt gemacht. Den alten Aufzeichnungen der Portugiesen wurde kaum größere Beachtung geschenkt als den Fabeln des Herodot. Vielleicht steht dieser Verlust wissenschaftlichen Gesamtgutes nicht so vereinzelt in der Geschichte da, wie man glaubt. Was war vor Kolumbus Europa geblieben von der Kenntniß Amerikas, die sowohl norwegische Wikinger wie chinesische Seefahrer mitgebracht hatten? Was blieb uns von dem geistigen Erbtheil der Inlas und was wissen wir von dem Ländergebiet, das uns die Sage als die Wiege der Menschheit nennt? Aber so dramatisch wie in der Erforschung Afrikas sind wohl nie im Verlaufe von anderthalb Jahrhunderten Niedergang und Renaissance einander gefolgt. Es galt, eine neue Empirie aufzubauen. Cameron und seine Vorgänger hatten diese Arbeit begonnen. Aber Camerons Entdeckung des Lukuga war doch nur ein bescheidener Baustein. Stanleys geniale Intuition löste in der Erforschung des Kongo mit einem Schlage das ganze Gewirr der innerafrikanischen Räthsel. Die dunklen Ueberlieferungen der Sage verdichteten sich für seinen induktiv schöpferischen Geist zu der Ueberzeugung, daß das Quellgebiet des Kongo, den man damals nur an seiner Mündung kannte, hier an den innerafrikanischen Seen zu suchen sei, daß das Gambaragara-Gebirge die Wasserscheide zwischen dem Kongo und dem Nil darstelle. Und mit beispielloser Entschlossenheit lieferte er durch die That den Nachweis von der Richtigkeit dieser Ueberzeugung. Seine Erforschung des Qualaba-Kongo und seine alle Klippen und Hindernisse überwindende Thalfahrt zur Kongomündung sichern ihm den Ehrenplatz neben Kolumbus und Vasco da Gama. Viertausend Kilometer Fahrstraße, nur dreimal durch Fälle unterbrochen, davon über zweihundert Meilen seeartige Becken, die von den größten Schiffen befahren werden können: Das war das Niesenergebniß seiner Feststellungen, mit dem er in Boma ankam. Seine Gefährten waren die Opfer seiner rüden Rücksichtslosigkeit geworden; als letzter war Francis Bocoß am Qualaba gefallen. Aber Niemand fragte in Europa nach diesen Opfern: die Tragweite der Entdeckung Stanleys hieß Alle schweigen. Als 1878 sein Werk „Trough the dark continent“ erschien, strahlte Stanleys Gestirn in sonnen gleicher Höhe. Der Waisenknaue hatte sich in dramatischer Steigerung vom Zeitungsläuser zum gefeierten Weltreisenden, Entdecker und Staatenbegründer entwickelt. Entscheidend in diesem Abschnitt seines Lebens wurde für Stanley seine Bekanntschaft mit dem König der Belgier. Gemeinsam mit ihm be-

gründete er das Comité d'études du Haut-Congo. Dann legte er den Strom hinauf, ohne sich um die französischen Eifersüchteleien zu bekümmern, Stationen an bis zu den Stanleyfällen, entdeckte den Leopold-See und kam dann zu der Kongo-Konferenz nach Berlin, um hier seiner politischen Schöpfung die Anerkennung der politischen Mächte zu sichern. Damals zuerst lernten wir ihn in Deutschland kennen; und die Begeisterung, mit der er in Berlin und am Rhein gefeiert wurde, mußte ihm zeigen, daß man in Deutschland für geschichtliche Größe Herz und Verstandniß besitzt.

Freilich liebt der Deutsche nicht, daran erinnert zu werden, daß auch die Sonne Flecke hat; und die Wahrnehmung dieser Flecke verleitet in Deutschland oft zu ungerechter Heftigkeit des Tadelns. Wir sind noch immer naiv in unserem Idealismus. Wir wollen nun einmal nicht, daß unser Held anders aussieht als das Ideal, das wir uns von ihm gebildet haben. Und zwingt uns die grobe Wirklichkeit die Einsicht in unseren Irrthum auf, so opfern wir lieber den Helden als unser schönes, aber freilich aus unverföhllichen Gegensätzen komponirtes Traumbild. Auch Stanley haben wir oft recht rückwärts gepöfert, noch rückwärtiger vielleicht, als er selbst seine Gefährten preiszugeben pflegte. Niemand trat auf seine Seite, als in Brüssel eine jämmerliche Bureaukratie den Begründer des Kongostaates um die Früchte seiner Arbeit brachte. Zwar hatte man uns in der Schule gelehrt, wie abscheulich der Undank sei, mit dem Ferdinand und seine Rätthe einst dem Kolumbus sein weltgeschichtliches Verdienst vergalt. Hier spielte sich vor unseren Augen der selbe Vorgang ab; aber kein Schrei der Entrüstung erhob sich, als an die Stelle eines Stanley der Herr Oberst Strauch geschoben wurde. Wer war eigentlich Herr Oberst Strauch? Heute, wo der gänzliche Bankerott der Bureaukratie am Kongo sichtbar ist, fühlt bei dieser bloßen Frage Jeder die Größe des Stanley zugefügten Unrechtes. Damals dachte kaum Jemand daran. Die Zeit der Verkleinerer war gekommen. Die Wichte, die Stanley zu überragen meinten, weil sie auf seinen Schultern standen, erfüllten die Welt mit dem Reklamegeschrei über ihre Thaten in Duodezformat. Stanley selbst hatte ihnen leider mit seinen thörichten Plunkereien gefährliche Waffen geliefert. Auf Schritt und Tritt mußte er sich nun in Nebendingen, die nichts zur Sache thaten, in ihrer Summe aber von unangenehmer Wirkung auf das europäische Urtheil wurden, von den kleinen Vergrößen berichten lassen. Das Maß der Werthschätzung wurde dadurch in oft ungerechter Weise verrückt.

Stanley empfand auch in der kühlen Zurückhaltung, die ihm in der Zeit von 1885 bis 1886 die londoner Gesellschaft bewies, die Schwämerung seines Ansehens; mit einem neuen lähnen Zuge wollte er die Kläffer und Neider zum Schweigen bringen. Das ist ihm nicht gelungen. Der ungeheure

Apparat, den er aufbot, um Emin Pascha Hilfe zu bringen, stand in keinem Verhältniß zu dem kläglichen Erfolg. Von New-York kam er Weihnachten 1886 nach London, von hier ging er nach Sansibar und warb dort eine Mannschaft von sechshundert Trägern an, die er nebst dreizehn Somali und sechzig Sudanesen zu Schiff nach dem Kongo brachte. Der Verlauf der zwei Jahre später von Karl Peters geführten deutschen Emin-Pascha-Expedition hat gezeigt, daß der Weg durch das Massaigebiet und Uganda zweifellos auch für Stanley der sicherere gewesen wäre, freilich auch die größere Kühnheit forderte. Auch die Durchführung des nun einmal gefakten west-östlichen Reiseplanes zeigte viele Fehler. Ein Irrthum war, daß Stanley Tippu-Tipp, den er zum Gouverneur des oberen Kongo ernannte, so fest vertraute, daß er mit Sicherheit darauf baute, an den Füssen von dem hinterlistigen Sklavenjäger mit frischer Mannschaft unterstützt zu werden. Ein Fehler war, daß er den Major Barttelot an den Jambujafällen des Kruwimi in einem besetzten Lager zurückließ, wie es ein Fehler war, daß er in Kilongalorga einem Boot und siebenzig Lasten zu Liebe seine beiden verwundeten Gefährten Dr. Parke und Kapitain Nelson zurückließ. Er konnte beide Gruppen seiner Karawane nach sich ziehen. Richtiger freilich wäre es überhaupt gewesen, mit einer kleinen fliegenden Kolonne, die möglichst nur Munition führte, Emin zu Hilfe zu eilen. Und was soll man dazu sagen, daß er, nachdem er endlich unter unsäglichem Strapazen den Nwutan bei Kamali erreicht hatte, durch das eben als Hungerdnothgebiet erkannte Land nochmals zurückzog, um das zurückgelassene Boot zu holen? Der politische Zweck seiner Expedition, Uganda und die Aequatorialprovinz dem britischen Einfluß zu sichern, wurde durch dieses unsinnige Hin- und Hermarschiren gänzlich verfehlt. Nicht Stanley, sondern dem Geschick seiner Diplomatie verdankt England das ihm zugesprochene Recht auf diese Länder. Die Behandlung Emin's, den er im April 1888 erreichte und, um mit Monsignore Livinhac zu reden, „wie einen Spießbuben beim Kragen an die Küste schleppte“, brachte Stanley in Deutschland fast um den Rest seines Ruhmes. Heute, wo man aus Casatis Werk längst die großen sittlichen Mängel in Emin's räthselhaftem Charakter kennt, wird man Stanley's rohes Vorgehen gegen diesen ihm als dem Vertreter englischer Interessen unter allen Umständen unbecuemen Sonderling richtiger beurtheilen. In Deutschland ist man allerdings geneigt, dem einsamen Gelehrten Emin um seiner Bescheidenheit und seiner liebevollen wissenschaftlichen Kleinarbeit willen seine sittlichen Gebrechen eher zu verzeihen als dem kühnen Entdecker Stanley seine grob zusahrende Rücksichtslosigkeit. In England dachte man anders. Den Vorkämpfer der britischen Interessen in Uganda haben dort, trotz seinen Mißerfolgen, selbst die grauenvollen Enthüllungen nicht zu Fall gebracht, die des verstorbenen Major Barttelot Tagebücher über Stanley's

Thaten lieferten. Sehr bezeichnend für den Gesichtswinkel, unter dem man in England diese Fragen beurtheilt, ist eine Aeußerung Stanleys über die Grausamkeiten, denen Peters in unserem Reichstag beschuldigt wurde. Bis heute ist keiner dieser Anklagen ein ausreichender Beweis gefolgt. Stanley aber, der sie für völlig erwiesen hielt, sagte, mit geringschätzigem Achselzucken, nur, er hätte in der selben Lage genau so gehandelt wie Peters. Er hatte große Fehler; die Heuchelei aber war ihm, wie allen genialen Kraftnaturen, zuwider. In England war die öffentliche Meinung einig über ihn und stellte ihm, da seine Kraft für Afrika nicht mehr in Betracht kam, nachdem er sich durch die Heirath mit Miss Dorothee Tenant an die Heimath gefesselt hatte, durch die Wahl zum M. P. ein glänzendes Vertrauenszeugniß aus. Sein erstes Auftreten im Parlamente trug ihm, der für die Ugandabahn sprach, einen glänzenden Sieg ein. Als er 1901 vom parlamentarischen Leben zurücktrat, verlor die Imperial Federation einen ihrer stärksten Vertreter. Und jetzt ist er zwar nicht, wie er wünschte, in Westminster beigelegt worden, aber die berühmte Abtei war der Schauplatz einer prunkvollen Leichenseier und mit der Königin Alexandra standen zwei gekrönte Herrscher an seiner Bahre.

In unvergänglicher Frische leuchtet die große That seines Lebens. Auch in Deutschland soll ihm die Ehre gesichert sein, die ihm gebührt. Ein himmelweiter Unterschied ist zwischen Stanley und seinen Nachfolgern und Nachahmern. „Auch Publius Scipio“, sagt Mommsen, „hat im Auftrage des Senates Schlachten gewonnen und Länder erobert; er hat mit Hilfe seines militärischen Vorbers auch als Staatsmann in Rom eine hervorragende Stellung eingenommen. Aber es ist weit von da bis zu Caesar und Alexander.“

Fritz Bley.



Bontour & Söhne.

Bugen Bontour ist vierundachtzig Jahre alt geworden. In Cannes hat er sich jetzt zur Ruhe gelegt, zur ersten Ruhe, die sich der unermüdete, noch als Blinder rührige Greis gönnte. Tot aber war er schon längst. Mehr als zwei Jahrzehnte sind verstrichen, seit er zusammenbrach, seit die Hochfinanz ihn — nicht gerade ungern — fallen sah; und nie wieder war ihm gelungen, sich aufzurichten. Aus der Asche dieses einst so weithin leuchtenden Lebens wollte kein Hünchken mehr aufblühen. Achlos ist die neue Generation an dem Leichnam vorbeigezogen; die Bewunderung, die sie dem hundertarmigen Wüßhumpen des Konsuls Eugen Gutmann zollt, läßt ihr keine Muße, des größeren Eugens zu gedenken. Dankbarkeit hat keinen Kurs. Eins unserer Institute wenigstens, die Nationalbank für Deutschland, hatte doch mancherlei Gründe, des Mannes sich zu erinnern, der einer ihrer Väteren war; trotzdem er gezwungen ward, als

Flüchtling fern von seiner wankelmüthigen Heimath zu leben, konnte er sich immerhin neben den übrigen Patken setzen lassen, von denen keiner ihn an Fähigkeit erreicht hat. Doch die Person und das System galten längst als abgethan. Wir Tausendkünstler des zwanzigsten Jahrhunderts machen ganz andere Sachen. Der kleinste Denburg stellt Bontoux in den Schatten. So brüstet sich unser Zeitalter der Bankkolosse, der Riesensanirungen *while you wait* und der Welttruffs. Immer der selbe Dünkel, sich für originell zu halten. Ein Wächeln wehmüthiger Resignation mag die welken Lippen des Gestürzten umspielt haben, als ihm die Kunde von der „ungeahnten“ Entwicklung des deutschen Bankwesens und der deutschen Industrie vorgelesen wurde, als er von den Fusionen und Kapitalshäufungen hörte, die, so sagt man uns, der Erdkreis in ehrfürchtigem Staunen erblickt. Das war ja Keit von seinem Geist; seine eigene Schule, die jetzt den Meister verleugnet. Die Alpine Montangesellschaft, die Bontoux mit sachmännischer Klugheit aus einer Anzahl kleiner Eisen- und Stahlwerke in den österreichischen Alpen zusammenschweißte, ist heute noch das klassische Muster einer vernünftigen Fusion industrieller Betriebe, die nur mit vereinten Kräften gedeihlich fortleben konnten. Als Ingenieur hatte er für den Beruf des Bankleiters gerade die Kenntnisse mitgebracht, die heute für einen Finanzmann unentbehrlicher scheinen als je und doch den meisten unserer berühmten Tageshelden noch immer fehlen. Schon dadurch war er den Nachfolgern überlegen, die jetzt behaglich in der direktorialen Würde, im Genuß vieler Aufsichtsrathstellen sitzen und Bontoux von oben herab einen gefährlichen Jobber schelten. Aber auch die Kunststücke rein finanzieller Art, auf die sie so ungeheuer stolz sind, hat er lange vor ihnen und noch viel fixer als sie geleistet. Was bedeuten all die Kapitalvermehrungen, mit denen unsere Großbanken jetzt prunken, wenn man sie dem märchenhaft raschen Wachsthum der Union Générale vergleicht! In den vier knappen Jahren ihres Daseins kam diese Schöpfung des Ingenieurs Bontoux von 13 auf 100 Millionen Francs Kapital. Dann brach sie tragend zusammen. Natürlich; so geht's fast immer, wenn ein hastiger Geist, um den Erfolg und die Freuden des Triumphtors noch selbst zu erleben, die Entwicklung in wilden Stößen vorwärts zu drängen sucht.

Bontoux folgte der Stimme des Eigennuzes. Sollen wir deshalb gesittet Psui sagen? Ohne Eigennuz würde im Bereich der materiellen Interessen überhaupt nichts geleistet werden. Eben erst haben wir ja erlebt, daß ein dritter Eugen, der auch bei der Gründung der Rationalbank Gedatter stand, noch zweiundzwanzig Jahre nach dem Sturz des großen Bontoux 420000 Mark einstrich, weil im „natürlichen, unabänderlichen Lauf der Dinge“ die Berliner Bank von der Deutschen Bank verschluckt wurde. Der Gründer der Union Générale hat sich nur ein Bißchen verrechnet, wie fast alle Pfadfinder der Finanz sich verrechnen, bis sie eines Morgens über das in ihrer Rechnung vorhandene Loch stolpern. Bontoux hatte einen schweren Fehler gemacht: er unterschätzte die damals noch weltumspannende Macht des Hauses Rothschild, dessen Grundmauern er stürzen wollte. Dieser Fehler brachte ihn zu Fall; doch wäre es der nicht gewesen, so hätte es ein anderer gethan. Denn Bontoux gehörte zu denen, deren Bestimmung ist, mit ihren Leibern das Feld künftiger Entwicklung für neue Sonten zu düngen und den Fortschritt, den sie herbeiführen halfen, mit ihrer Existenz, ihrem Ruf und Leben zu bezahlen. Er wurde noch alt genug, um in all seinen

Unglück zu erleben, wie die Rothschilds allmählich von ihrem Thron herunterglitten, wie selbst in Frankreich die Aktieninstitute über den Monolithen in der Rue La Fayette emporwuchsen, wie aus Deutschland nach dem Tode des Barons Wally der Name des einst so mächtigen frankfurter Geschlechtes ganz weggewischt wurde, wie sogar in England der Stern der Firma sacht verblahte, als die großen Vichter aus der neuen Welt zu leuchten begannen, und wie der österreichische Zweig des Ghetto-stammes zu verdorren anfing. Auch höhere Genugthuung ward ihm. Seine eigenen Schöpfungen, denen nach der Geburt schon der Untergang zu drohen schien, sah er die Krisis mit ihren Wirbelstürmen siegreich überdauern und zu gesunden Wirthschaftskörpern anwachsen, die man gar nicht mehr zu entbehren vermochte. Ich habe nicht die tollkühne Absicht, meine Landsleute zu Sammlungen für ein Bontoux-Denkmal aufzufordern; die einzige deutsche Bank, an deren Gründung Eugen der Erste persönlich mitgewirkt hat, die Nationalbank, ist ja heute — freilich nicht durch seine Schuld — in eine Lage gekommen, die nicht gerade zum Flechten üppiger Vorberkänge reizt. Zweierlei aber muß der gerechte Richter dem Vielgeschmähten zubilligen. Bontoux hatte, trotz allen Rechenfehlern, die Möglichkeit und die Nothwendigkeit der Entwicklung richtig vorausgesehen: Das beweist die Geschichte seiner Hauptgründungen. Und er hat auf Leben und Tod für die Aktien seiner Union Générale gesochten, als Rothschild und Consorten gegen ihn alle Kräfte mobil machten und seine Aktien contremirirten. Diese Art der Kriegsführung wäre, falls man sich dabei ertappen ließe, nach heutiger Moralbegriffen bekanntlich ja unerlaubt. Als man nach der Schlacht die Waisstatt absuchte, fand man im Lager Czuzens die Stücke, die von den Gegnern im Laufe weniger Wochen zu Tausenden hinausgejagt worden waren. Bontoux hatte ihnen im Vaterhaus Unterkunft gewährt, so weit der Raum und die letzten Mittel es gestatteten. Nicht alle Väter, die nach Bontoux Aktien zeugten, standen so treu zu ihren Kindern.

Glück und Ende des großen Bontoux fielen in eine Zeit, da der Geheimre Justizrath Dr. Nießer der Welt noch nicht sein Bestes gegeben hatte. Wäre der armen Menschheit damals schon die Institution des Bankiertages beschert gewesen: nie hätte die Feindschaft zwischen der Union Générale und der Rothschildgruppe so heftige Formen anzunehmen vermocht; Bontoux wäre wohl gefallen, aber still. Man hätte von einem Naturgesetz gesprochen, dessen Allgewalt sich Niemand entziehen könne. Nach den Heldenthaten, mit denen die Schöpfung des berebten Herrn Nießer die Welt in diesen Waitagen überrascht hat, dürfen wir nun wenigstens aber hoffen, daß sie auch jenseits von den deutschen Grenzen Schule machen, auch ins Ausland den Geist kameradschaftlicher Solidarität tragen wird, dessen Regung wir jetzt in staunender Bewunderung sahen. Nur in der Pphilarmonie durfte der zweite deutsche Bankiertag sich versammeln; nomon ot omon. Und mit welcher Reife waren die Redner ausgewählt! Nicht ein einziger Name, dessen Träger durch starke Individualität zur Gegnerschaft reizen konnte. Die Häupter der Hauts Banquo, die in der Presse täglich genannt werden, waren entweder abwesend oder öffneten den Mund nicht. Solches Opfer brachten sie auf dem Altar der gemeinsamen Sache; ist mehr Selbstüberwindung denkbar? Neid und Mißgunst sollte schweigen, keine Mittelmaßigkeit sich durch die Koryphäen erdrückt fühlen. Die Großbanken, die sich überhaupt vertreten ließen, hatten Sprecher entsandt, von denen kein schriftliches Wortchen, kein allzu

starker Hauch zu fürchten war; würdige Bankbeamte, Meister der Kunst, zu reden, ohne Etwas zu sagen. Mußte da nicht lieblichste Maireintracht herrschen? Und die Vertreter der Staatshoheit unterstützten dieses vortreffliche Arrangement. Die Staatssekretäre des Inneren und des Schatzamtes, der Reichsbankpräsident: alle Drei waren leider verhindert, zu kommen; natürlich durch ungemein dringende Geschäfte. Nur der preussische Handelsminister war in persona erschienen; und die feierliche Vorgewelle, die seine Reden verbreiteten, konnte den Willen zu friedlicher Stimmung nur stärken. Es war ein wundervolles Geplätscher. Und als der Abgeordnete Träger beim Festmahl seinen zehntausendsten Damentoast vollbracht hatte, war dem schönen Werk ein schmerzloses Ende bereitet.

Vierundzwanzig Stunden vor dem Beginn dieses Kongresses, der einberufen war, um den ganzen deutschen Bankierstand, von den Mächtigen der Behrenstraße bis hinunter zu den Kleinsten der Provinz, in einem tausendstimmigen Protest gegen die unzulängliche Revision des Börsengesetzes zu vereinen, sprach Herr von Mendelssohn-Bartholdy im preussischen Herrenhaus: „In einer Periode, wo man die Börse dringend brauchte, um die riesige Vermehrung der Staatsschuld zu decken, hat man sie durch die unglückliche Börsensteuer-Gesetzgebung gelähmt. Das fordert ernsthafte Kritik heraus. Ich bitte jedoch, die Börsensteuer nicht mit dem Börsengesetz zu verwechseln. Ich gebe zu, daß man da über die verschiedenen Bestimmungen verschiedener Ansicht sein kann. Man braucht das Gesetz keineswegs nach allen Richtungen hin zu verdammen.“ Sehr richtig. Das Börsengesetz hat der Hochfinanz reiche Früchte getragen und ihr Glück wird vollkommen sein, wenn jetzt noch die Börsensteuer verringert wird. Wollen die Kleinen ihr an dieses Ziel helfen, so wird sie sehr gern gegen die Substanz des Börsengesetzes, die ja in der Novelle erhalten bleibt, weiterprotestiren und insgeheim hoffen, daß die Konservativen und die Centrumleute in ihrem Entschluß, jede ernsthafte Reform dieses Gesetzes zu verhindern, nicht etwa wankend werden. So wirds gemacht; und nicht nur im Reich der Banken.

Dis.



Koch oder Eberle?

Mein: länger trag' ich nicht die Qualen! Vierzehn Wartertage sind genug. Seine. Behg. im. Sonnenlicht; *aum. roch, Schatz, und. wovynna. Vistf. und Postkarten von aufrüttelnder Festigkeit. Am achten Writag fing es an. „Aha! Sie hatten auf Koch gesetzt, also mitgeschoben! Psui Teibel! Netze Korruption!“ Unverständlich; in den Papierkorb. Aber es kam bald dichter. „Wir Unterzeichneten hatten bisher geglaubt, Sie träten mannhaft gegen Mißstände auf; jetzt sehen wir klar“. „Aussprechen, was ist; ja, so lange der Geldbeutel nicht darunter leidet!“ „Waren Sie Schlaufkopf mit im Geheimniß oder thun Sie's für Schweigegeld?“ Und so weiter. Immer der Vorwurf, daß hier nichts über den ungeheuren Schwindel der berliner Ringkämpfe gesagt worden sei.

Schwindel? Von der Ringerei hatte ich gehört, mußte Jeder hören; in den Zeitungen täglich lange Berichte und an allen Stammtischen, in allen Kaffeehäusern der Gesprächsstoff. Franko-britisches Bündniß, Asienkrieg, Herero-krieg, Bankensfusionen, Pommerprozeß, Jenny und Rita, Bälons Noth und Piffens reine Thorheit kamen dagegen nicht auf; sogar die Wilhelmstraßen-intrigue gegen Trotha, die einen excellenten Haß brechen konnte, blieb fast unbemerkt. Was ist uns Trotha neben Eberle und Koch? Von ihnen nur sprach man; ihnen strömte die Menge zu. Der Kronprinz sei jeden Abend da; Reinhold Begas, Albert Niemann und andere Prominente. Als ich nach solchem Gerede arglos mal sagte, ich wolle abends hingehen, um das Spektakel mitzugenießen, wurde ich angestarrt wie ein aus Staßupönen in die Reichshauptstadt Verschlagener. Hingehen? Echter Provinzialeneinfall! Der Circus Busch ist bis zum Schlußtage ausverkauft; wenn ich fünfzig Mark branwenden wolle, sei beim Händler vielleicht, nicht etwa sicher noch ein Plätzchen zu haben. Danke; für fünfzig Mark sind fünfzehn gute Bücher zu kaufen. Ich dachte nicht mehr an die Sache, kümmerte mich, mit einer bösen Lenzgrippe im Leib, auch nicht um das Endergebniß. Wilbernder Umstand, der zur Entlastung aber nicht ausreicht. Karten und Briefe lehten michs. Ein ungeheurer Schwindel: und in der „Zukunft“ kein Wort; bestochen natürlich; zweifelhaft nur noch, ob durch Bargeld oder durch Wettbetheiligung. Was thut ein Baron in solchem Fall? In Offenbachs „Prinzessin von Trapezunt“ wird die Frage gestellt. Das ist leicht; weniger, ihr rasch die richtige Antwort zu finden. *Commençons par le commencement*. Feststellung des Thatbestandes. Ich verschaffte mir die Ringkampfliteratur. Und nun war meine Ruhe erst recht hin.

Heinrich Eberle, ein badischer Schwabe, und Jakob Koch, ein Rheinländer aus Neuß, waren die Stars am Manegehimmel. Welcher Athlet würde in der Pale den Anderen so werfen, daß er mit beiden Schultern den Bodenteppich berührt? Das war die Frage. Abertausende antworteten: Eberle. Der Schwabe war Favorit. Ein schöner Mann (was man so schön nennt), dessen „tadelloses“ Bein keusche Augen erfreut; die etwas fettige Fassade eines Riesen. Der mußte das Rennen machen. Herr Dr. Leipziger hat in seinem lustigen Wochenblatt „Der Roland von Berlin“ erzählt: „Der Kronprinz gab seinem Interesse für Eberle offenen und deutlichen Ausdruck, und als der Ringer eine kleine Verletzung davontrug, erkundigte er sich theilnehmend nach dessen Befinden. Von der Hand authentischer Gräfinnen in die Arena geworfene Blumensträuße bargen ansehnliche Geldgeschenke. Christliche Kommerzientätinnen nahmen die Rosen von ihrer Brust und wehten sie dem Kraftmenschen. Begeisterte Stammtische stifteten Riesenkränze mit poetischen Widmungen und bunten Bändern in den deutschen und badischen Landesfarben.“ Zweihunderttausend Mark sollen auf Eberle gewettet worden sein; in heller Zuversicht schleppten die Leute,

Reich und Arm, ihr Geld zu den Buchmachern. Tante Vog und Konsorten, die den Rennplatztotalisator, die Staatslotterien und Scherls Spacelottoplan stets als der Uebel schlimmste in Fieberhige bekämpfen, fanden daran nichts auszusetzen; Busch inserirt, wie R. Israel, Busch giebt Freibillets und darf sich Geschäftsförderungen verbitten. Alles in schönster Ordnung. Bis zum dritten Mai, dem Tage des Endkampfes. Als die Ringer antraten — ich citire das Berliner Tageblatt — „herrschte im ganzen Hause nach kurzer Begrüßung durch Applaus eine beinahe andächtige Stille“. Der Circus wurde zur Kirche. Und nun geschah das Furchtbare: Rheinland siegte über Baden. Schon in der sieben- undvierzigsten Minute — man denke! — lag Eberle. Jetzt gieng los. Zwar „erhielten Sieger und Besiegter wagenradgroße Kränze und zwei kostbare silberne Becher, aber die Menschenmenge vor dem Circus begrüßte das Resultat mit dem echt berliner Ausdruck „Mumpitz!“ Ich citire noch immer das Berliner Tageblatt, das sich mit selbstlosem Eifer der nationalen Sache annahm, zuerst „das Verhalten Eberles befremdlich“ fand und dann mit der großen, Grausen erregenden Enthüllung kam. Die ganze Geschichte sei abgewartet gewesen; Koch, der Impresario, habe Eberle durch Handschlag den Sieg im Schlusßkampf zugesichert, am letzten Tag aber seine Absicht geändert und befohlen, daß der Schwabe fallen müsse. „Wie ein Blitz hatte sich die Nachricht von der neuen Vereinbarung in den Kreisen der Buchmacher verbreitet; jeder Betrag (ein niedlicher Druckfehler: im Tageblatt steht Betrug) wurde noch zu langen Odds auf Eberle angenommen.“ Keine Rücksicht mehr, fortan keine Schonung. Nur: „übrigens hat Direktor Busch von diesen Machenschaften nichts gewußt.“ Direktor Busch wird auch im nächsten Jahr inseriren und Freibillets geben. Das war der Anfang. Nun hagelte es Erklärungen. Alle habe ich, mit der Attribie, die der Gegenstand fordert, gelesen. Herr Busch: „Nach meiner sachverständigen Wahrnehmung und den von mir angestellten Ermittlungen wars kein Scheinkampf, sondern bitterer Ernst.“ Herr Eberle: „Koch hat mich ehrlich besiegt; die Verdächtigung, daß ich bestochen worden sei, weise ich als eine infame Verleumdung energisch zurück.“ Herr Koch: „Ich bin bereit, vor Gericht zu beschwören, daß zwischen mir und Eberle keinerlei Vereinbarung getroffen worden ist.“ Im Lokalanzeiger erzählte Einer, er habe nach dem Kampf ein Gespräch der Athleten gehört, das deutlich beweise, wie „seriös“ sie gerungen hätten. Ein in London lebender Manogeheld benutzte die Gelegenheit zu billiger Reklame und bombardirte die Blätter mit Briefen, in denen er beide Konkurrenten für abgefeimte Gauner erklärte, die sich mit ihm gar nicht messen könnten. Der Rheinländer nahm den übern Kanal geworfenen Handschuh auf: zehntausend Mark, schrieb er, wolle er setzen, wenn der londoner Goliath sich ihm zum Kampf stelle; außerdem erbot er sich, einen Einsatz von fünftausend Mark zu wagen, wenn Eberle vor einem von der Redaktion des Berliner Tage-

blattes zu läurenden Richtercollegium noch einmal ringe. Ich sah Arthur Levysohn schon als Ringkampfspräsidenten. Ein Jammer, daß aus Alledem — nicht durch des Neufers Verschulden — nichts geworden ist; sonst hätte ich vielleicht meinen Schlaf wiedergefunden. Aber es wurde nichts; wurde nur weiterenthält. „Eberle hat auf sich selbst gesetzt.“ Also glaubte er an seinen Sieg und war ohne Falsch? „Unsinn! Um Falle zu machen!“ „Eberle hat Koch vor dem Endkampf einen meineidigen Schuß genannt!“ Vor dem Kampf? Also konnte er ja, da er der Stärkere gewesen sein soll, den Meineidigen immer noch auf den Teppich strecken. „Unsinn! Er war doch in Kochs Dienst!“ Sportgelehrte ergriffen das Wort. Berufene und Amateurs sagten ihr Sprüchlein. Manches Neue erfuhren wir; was ein „Nelson“, was „Fioleschieberei“ ist. Nur auf die Hauptfrage kam keine Antwort. Und ich Unseliger sollte doch die Korrupten anprangern! Täglich wurde ich zehnmal zu dem wichtigen Werk aufgerufen; denn das Vaterland, die deutsche Volkheit sei in Gefahr.

Ich dachte ans Strafgesetz; § 263: „Wer in der Absicht, sich oder einem Dritten einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, das Vermögen eines Anderen dadurch beschädigt, daß er durch Vorspiegelung falscher oder durch Entstellung oder Unterdrückung wahrer Thatfachen einen Irrthum erregt oder unterhält, wird wegen Betruges mit Gefängniß bestraft.“ Wenn berliner Bürgern zweihunderttausend Mark abgeschwindelt worden sind, sollte das öffentliche Interesse zur Erhebung der Anklage zwingen. Behauptet wird, Koch und Eberle hätten die Wettlust auf die falsche Fährte gelenkt, mit Buchmachern konspirirt und die fette Beute dann getheilt. Das wäre ein umständlich vorbereiteter und durchgeführter Betrug. Warum ruft nicht Einer, der sich geschädigt fühlt, die Staatsanwaltschaft an? Warum nicht der Sportressortchef des Tageblattes, dem das Heil seiner Volksgenossen doch so nah am Herzen liegt? „Vor coram publico“, wie der Holzschmod sagt, würde der Ruf nicht ohne Echo verhallen. Ich weiß nicht, wies bei den Römercircensen war, wenn die Grünen und die Blauen sich nicht einigen konnten; ob da Geld gewettet, Fiole geschoben und wegen stellionatus eingeschritten wurde. Nur der judenälische Seufzer summt mir im Kopf: *Duas res anxius optat, panem et circenses*; und die tröstende Gewißheit, daß — alle Buchmacher der Schulgeschichte sagens — der Sieg der Christenllichkeit den Unfug des Cirkusspiels mit Stumpf und Stiel ausgerodet habe. Einerei. In Berlin giebt es bekanntlich Richter. Doch wo kein Kläger ist . . .

Während ich also in Trübsal sann, kam Herr Jakob Koch. Leibhaftig. Dem Himmel sei Dank! Nun mußte Alles sich, Alles wenden.

Ein gar stattlicher Herr. Kein Bauch, überhaupt kein Fett; der Schnurrebart à la Gaby hochgekämmt; die Kleidung bürgerlich elegant. Rheinisches

Platt. Die kühle Würde, der leutselige Blick des berühmten Mannes, der weiß, daß es Gewinn ist, ihn kennen zu lernen. Er will Hilfe, erniedert sich aber nicht zu Bitte noch Dank. Keine Ahnung, was ich sonst wohl treibe. Auf allen Redaktionen hat man ihm gesagt, gegen Mosse's Ullgewalt sei nicht anzukämpfen; auch der Lokalanzeiger, dessen Tyrann gerade einen Annoncenkrieg gegen Rudolfs ältere Macht führt, will sich, trotzdem Augustus Scherl die rheinischen Landsleute gern protegirt, jetzt nicht neuen Nachbarhader aufbürden. Jrgendwer hat dem starken Mann endlich gesagt, ich sei der Richtige. Sehr gerührt. Also? „Sie haben natürlich gelesen . . .?“ Ich hatte natürlich. Ein wahres Glück; ohne meine Literaturstudien wäre ich äußerster Geringschätzung verfallen. Alles sei dummes und gemeines Gerede. Von Leuten, die falsch gesetzt und ihr Geld verloren haben, in die Presse gebracht; zuerst von einem Paar, dessen Namen er kenne. „Ich war nicht Impresario, sondern bei Busch engagirt; hier mein Kontrakt“. Er zeigt ihn. Stimmt. Zweihundert Mark für den Abend. „Eben so war Eberle bei Busch engagirt; ich hatte also nicht die mindeste Macht über ihn. Warum sollte er sich von mir werfen lassen? Der Kronprinz war anwesend; nicht für eine halbe Million hätte ich vor solchen Herren meinen Ruf aufs Spiel gesetzt. Eberle ist ein sehr guter Ringer, aber manchmal ängstlich. An diesem Abend war ers besonders; gar nicht heranzukriegen. Das ist oft seine Force. Er ist schwer, hält sich lange in der Vertheidigung und ermüdet den Gegner, der nicht weiß, wie er den Koloß auf den Boden („par-terre“, sagt der Athlet) bringen soll. Na, — und neulich hat er eben schließlich noch einen kleinen Fehler gemacht. Das passiert Jedem von uns mal. Er war seines Sieges sicher und hat deshalb auf sich gesetzt. Die Kenner, von denen die Buchmacher ihre Tips kriegen, waren schon längst für mich. Warum auch nicht? Pons und Vaucairois, zwei Ringer ersten Ranges, die mit mir, als ich noch Neuling war, nicht fertig werden konnten, haben Eberle leicht besiegt; in zwanzig Minuten hatte Pons ihn auf dem Teppich. Haden Schmidt, unser erster Mann, hat mich im vorigen Dezember nicht ein einziges Mal auf den Boden gebracht, den Eberle aber in München und Hamburg geworfen. In London habe ich mir die Weltmeisterschaft geholt und vorher hier auf dem Kontinent und drüben ein halbes Schock bekannter Ringer besiegt. Warum sollte ich denn diesmal fallen? Mit meinen 208 Pfund Gewicht springe ich 1,85 m hoch und 20½ Fuß weit; und meine Lunge hats in sich. Aber was soll ich nun machen? Man nimmt mir meine Ehre. Ich bin ja bereit, mich mit Jedem, der will, vor den Richtern der Presse zu messen. Die Presse soll aber doch auch anständig sein. Ueberall weist man mich ab; die Redakteure fürchten das Tageblatt. Ein Prozeß dauert schrecklich lange. Sogar im Kaffeehaus bin ich schon angerempelt worden. Und, sehen Sie, wenn wir Kraftmenschen uns nicht vorsehen, giebt's gleich eine schwere Körperverletzung. Ich kann doch nicht dafür, daß die Leute um ihre

Geld gekommen sind. Deshalb bin ich nun hier. Ich kann Alles verantworten, mich nur nicht so ausdrücken. Aber Sie sollen ja so Einer sein . . .“

Zweihundertacht Pfund, Weltmeisterschaft, fast schon in Hackenschmidts Glorie erhöht: und dennoch nun völlig hilflos gegen einen Kleinen der Schwarzkünstlerzunft. Ward höhere Macht je verliehen? Vor meinem Auge erstand das vierte Thier aus Daniels Babeltraum, das Thier mit den eisernen Zähnen, „das fraß um sich und zermalmte und das erste von seinen Hörnern hatte Augen wie Menschenaugen und ein Maul, das redete große Dinge und war größer, denn die neben ihm waren, und stritt wider die Heiligen und behielt den Sieg über sie.“ Viel gefährlicher noch als der vierköpfige Parde. Ein Heiliger war der starke Mann da vor mir sicher nicht; und daß im Circus fürs Publikum gearbeitet wird, müßten eigentlich schon die Kindlein wissen. Wie sollte das Programm „den Abend füllen“, wenn der verheißene Ringkampf, die great attraction, vielleicht in der fünften, der dritten Minute beendet ist, statt, wie erwartet wird, ein Halbständchen zu dauern? Man hilft eben nach, läßt den Gegner zappeln, sagt ihm auch wohl voraus, daß er zwanzig Minuten Zeit haben wird, sich zu produziren, und bietet statt unerbittlichen Kampfes so lange Augenweide. Doch von da zum Betrug ist noch weit. Der beginnt erst, wenn das Resultat wissenschaftlich gefälscht wird. Was so bei Busch? Auch der Kraftmensch, der sich in meinem Stuhl streckt, kann den Gegenbeweis nicht führen. Und ich hatte Jakob Koch wie meinen Retter begrüßt!

Er hat die letzte Cigarette ausgeraucht und geht; mit halbvollem Gruß, offenbar aber ohne allzu große Hoffnung. Ich bin doch nicht sein Mann; kein Sachverständniß, kein Feuer, wies der große Gegenstand will. „Zu Pfingsten fahre ich in meine Heimath; für meine Ehre aber werde ich kämpfen, so lange . . .“ Ich bemühe mich, philosophisch dem ungemeinen Erlebniß nachzuspüren. Wieder ein Beitrag zum Kapitel „Ehre“. Wieder einer zum Kapitel des traltre, der stets gesucht wird, wenn ein Volk sich in seinem Hoffen enttäuscht sieht. Das Bedürfniß lebt also nicht nur in Frankreich. Bazaine, Foubert, Alexejew, Koch. Immer das Selbe. Nach jeder Schlacht, auf jedem Rennplatz muß Schwindel im ersten Spiel gewesen sein, wenn der Gegner gesiegt, ein Outsider den Preis geholt hat. Ueberhaupt ändert sich hienieden eigentlich nur das Kostüm der Dinge, der Menschen; und auch das kaum im Circus. Die Grünen und Blauen; unter Domitian kam noch Gold und Purpur dazu; ludi wichtiger als alle Politik; fast zweitausend Jahre nach Jesus die Namen der Ringer in Aller Mund . . . Feuilletonphilosophie. Was aber ist Wahrheit? Wer antwortet bündig auf die Schicksalsfrage, ob Jakob Koch mit dem Recht des Stärkeren Heinrich Eberle auf den Teppich gezwungen hat?